

Die 79. Generalversammlung der deutschen Katholiken in Hannover

Vom 22. bis 26. August 1962 fand in Hannover der 79. Deutsche Katholikentag statt. Er folgte — wegen des 37. Eucharistischen Weltkongresses von 1960 in München — dem Berliner Katholikentag mit einem Abstand von vier Jahren, war — nach Mainz, Bochum, Passau, Berlin, Fulda, Köln, Berlin — der achte der Nachkriegszeit und seit 1945 zugleich der erste in einer norddeutschen Stadt.

Diasporastadt Hannover

Zum zweitenmal in der hundertvierzehnjährigen Geschichte der deutschen Katholikentage wurde die Versammlung in Hannover abgehalten. 1924 geschah es zum erstenmal, daß sich die deutschen Katholiken hier in einer norddeutschen Diasporastadt trafen. Damals berieten sie die aktuellen Fragen der Weimarer Zeit: Jugend, Nationalismus, Pazifismus und die Entfaltung des Papstwortes Pax Christi in regno Christi für den einzelnen und die Gesellschaft — eine Versammlung in bescheidenem Rahmen — wie alle Katholikentage bis 1933 — in einer Großstadt provinziellen Charakters. Seitdem hat sich bekanntlich vieles geändert: Hannover mit seinen fast 600 000 Einwohnern bildet heute dank Messe und Industrie einen gewichtigen Pfeiler im Wirtschaftsleben der Bundesrepublik. In seinem Raum drängt sich rund ein Sechstel aller Katholiken der von Cuxhaven bis Göttingen reichenden Diözese Hildesheim, von denen zwei Drittel (über 400 000) Heimatvertriebene sind. Von den zwanzig Gemeinden, die Hannover-Stadt heute zählt, wurden zwölf nach 1945 errichtet. Stadt und Bistum unterlagen also in den letzten anderthalb Jahrzehnten einer steilen Aufwärtsentwicklung, die jedoch an dem Charakteristikum der Kirche in diesem Raum nichts geändert hat. Die Kirche von Hildesheim und die Katholiken von Hannover sind Diaspora geblieben. Der diesjährige Katholikentag spiegelte diese Situation.

Das Thema

Das Thema des Katholikentages lautete: Glauben — Danken — Dienen. Vergleicht man diese Devise mit denen der vorhergehenden Katholikentage (Berlin 1958: Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr; Köln: Die Kirche: Das Zeichen Gottes unter den Völkern; Fulda: Ihr sollt mir Zeugen sein; Berlin 1952: Gott lebt), so fällt bei dem Thema von Hannover neben dem Lakonismus das Offene, fast Unbestimmte der Formulierung auf: Weder die Schrift noch ein Glaubensinhalt prägen diese Devise. Die Worte bezeichnen Grundhaltungen des Menschen schlechthin, nachvollziehbar und übernehmbar vom nichtkatholischen Christen, verständlich auch für den Nichtchristen und Abständigen, sofern er von der Würde des Menschen überzeugt ist. Das verschlüsselte Signet des Katholikentages: zwei sich zuneigende Kreuze, gebunden im Kreis: der kreuztragende Christus und der ihm nachtragende Simon von Cyrene, gab dem Thema anschaulich Ausdruck und entsprach ganz dem Understatement der Leitworte.

Natürlich wurde auf den Veranstaltungen des Katholikentages diese Devise nicht im Unbestimmten gelassen. Sie wurde interpretiert von der Schrift her und im Sinne der Kirche, als Existenzweise des christlichen Menschen und als Imperativ. Ja, man hatte sogar nicht verabsäumt, Beispiele für modellhaftes Verhalten den

Katholikentagsbesuchern vor Augen zu stellen: den Naturwissenschaftler, Konvertiten und Bischof Niels Stensen (1638—1686), den christlichen Politiker Ludwig Windthorst (1812—1891) und den Seelsorger Pastor Wilhelm Maxen (1868—1946). Diesen drei Persönlichkeiten wurden mehrere eindrucksvolle Feierstunden gewidmet. Die Hauptgewichte wurden in Hannover auf Glauben und Dienen gelegt. Über sie wurde sehr ausführlich und konkret gesprochen, wie die folgende Dokumentation zeigen wird. Das Danken wurde in den täglichen Eucharistiefiern vollzogen, vielleicht zuwenig reflektiert und bewußt. Der Hannoversche Katholikentag hat keine deutlich sichtbare Brücke zum Eucharistischen Weltkongress in München geschlagen. Dem Papst blieb es in seiner Botschaft, der letzten großen Ansprache der Schlußkundgebung, vorbehalten, diese Lücke zu schließen.

Die Teilnehmer

Trotz beträchtlicher Zahlen war der Hannoversche Katholikentag ein Katholikentag der Diaspora. Er demonstrierte also genau das, was er der ihm vorgegebenen Welt aufzuzeigen hatte. Dies ist nicht nur im Hinblick auf die Stadt Hannover zu verstehen. Der diesjährige Katholikentag bezeugte in nicht zu übertreffender Weise die Diasporasituation der Kirche in der modernen Welt. Er hatte keine „Atmosphäre“, spielte nicht mit Folklore und verbreitete keine Festtagsstimmung; Arbeit und Ernst bestimmten ihn. So fiel er nicht auf, er ging — vom Schlußtag abgesehen — in der weitläufigen Stadt fast unter. Und dies trotz behördlich angeordnetem Flaggen-schmuck (viel Gelb-Weiß — die Farben der Welfen), trotz Anwesenheit aller deutschen Oberhirten oder ihrer offiziellen Stellvertreter und vier Kardinälen (Frings, Bea, Döpfner, Arriba y Castro [Tarragona]), des Apostolischen Nuntius, zwanzig weiterer Erzbischöfe und Bischöfe (darunter von Udine, Jerusalem, Damaskus, Stockholm, Groningen, Monaco und Luxemburg und den Missionen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas), von mehr als 700 Priestern und Ordensleuten und den höchsten Repräsentanten der Bundesrepublik Deutschland: Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke und Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer, sowie zahlreicher Bundesminister und Vertreter von Länderregierungen.

Insgesamt nahmen an den Veranstaltungen der ersten vier Tage (bis einschließlich Samstag) teil: von auswärts 15 000 Besucher (davon 1000 aus West-Berlin), die alle privat oder in Hotels wohnen konnten, ferner 12 000 Jugendliche, die in Zeltlagern und Hallen untergebracht waren; dazu kamen noch 5000 spanische Gastarbeiter (zum größten Teil aus dem Raume Hannover) und 2000 italienische Gastarbeiter. Bei keiner Veranstaltung waren (bis zum Sonntag) mehr als 40 000 Menschen anwesend. Am Schlußgottesdienst auf der Schützenwiese nahmen 160 000 Gläubige teil, bei der Abschlußkundgebung sollen es über 200 000 gewesen sein.

Auch wenn sich die Katholikentagsbesucher während der ersten vier Tage zwischen dem Messegelände, der Stadt und den Stadien verliefen, war die Unterbringung und Betreuung der Gläubigen bei den relativ bescheidenen Möglichkeiten, namentlich in personeller Hinsicht, für die Veranstalter mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Die Organisation (Dr. Skiba/Ziemer) hat unter der Lei-

tung des Bischofs von Hildesheim, Heinrich Maria *Jansen*, jedoch ausgezeichnet funktioniert. Dies gilt auch für die Arbeit der indirekten Teilnehmer: Bahn, Polizei, Bundeswehr, Bundesgrenzschutz; die Stadt Hannover und das Land Niedersachsen hatten alles nur mögliche getan, um einen reibungslosen Ablauf des Katholikentages sicherzustellen.

Die Teilnahme der evangelischen Christen

Zu den Gepflogenheiten der deutschen Katholikentage der Nachkriegszeit gehört das Grußwort des offiziellen Vertreters des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Es wurde in Hannover von Manfred v. Hauenschild, Hamburg, gesprochen. Auch daß zahlreiche evangelische Geistliche an den Veranstaltungen teilnahmen — an der Schlußkundgebung u. a. der Präsident des Landeskirchenamtes in Hannover, Wagemann, Landessuperintendent Klügel und Stadtsuperintendent Wolkenhaar —, bedeutet nichts Neues, genausowenig wie das Entgegenkommen 2000 evangelischer Familien, Katholikentagsbesuchern Quartiere zur Verfügung zu stellen. Neu in der Geschichte der Katholikentage hingegen war der offizielle Empfang führender Persönlichkeiten des Katholikentages durch den Leiter der zuständigen evangelisch-lutherischen Landeskirche. Landesbischof D. Lilje, der den Empfang im Landeskirchenamt veranstaltet hatte, betonte die brüderliche Gesinnung der evangelischen Christen und das gewandelte geistige Klima zwischen den Konfessionen in den letzten Jahren. Kardinal Bea antwortete im Namen der Geladenen (darunter der Apostolische Nuntius, Erzbischof Lorenz Jaeger und Bischof Janssen), die Sehnsucht nach der Einheit der Christen sei heute überall festzustellen. Man dürfe sich freilich keiner Utopie hingeben und meinen, diese Einheit sei in absehbarer Zeit zu verwirklichen. Notwendig sei es aber, sich kennen, schätzen und lieben zu lernen.

In dieser Hinsicht hat der Katholikentag in Hannover sehr wahrscheinlich alle seine Vorgänger übertroffen, einmal weil er den nichtkatholischen Christen der Stadt zahlreiche Möglichkeiten bot, mit Katholiken ins Gespräch zu kommen, sich durch Teilnahme an den Veranstaltungen über ihre Vorstellungen und Programme zu orientieren und schließlich sie als Gläubige in ihren Gottesdiensten zu erleben. Zum anderen aber, weil die Frage der Einheit der Christen sowie der Voraussetzungen dazu sich sehr bald als ein Kernthema der Tage in Hannover herausstellten. Das kommende Konzil warf seine Schatten auch über diese Woche.

Neben der Frage, was die Katholiken für das Konzil zu leisten hätten (ausführlich behandelt von Chefredakteur Roegele, vgl. ds. Heft, S. 37), stand der Problemkreis der Annäherung der Christen im Zentrum der Überlegungen. Die Rede Kardinal Beas (vgl. ds. Heft, S. 30) bildete einen der Höhepunkte von Hannover.

Während des Schlußgottesdienstes auf dem Schützenplatz predigte Landesbischof D. Lilje in der Marktkirche von Hannover vor 3000 Zuhörern über die wahre Kirche. Die Kirche dürfe, so sagte Landesbischof Lilje, nicht für sich selbst Einfluß gewinnen wollen, sie müsse immer für andere dasein, also auch die Lutheraner für die Katholiken, die Katholiken für die Lutheraner und beide für die Welt. „Die wahre Kirche kann es nicht da geben, wo es eine abgeschlossene und sich verschließende Kirche gibt.“ Konfessionelle Polemik nütze nichts, sondern es komme allein darauf an, den Heiligen Geist anzuflehen, er möge

die Kirche der Gegenwart nicht ärmer sein lassen als die Kirche der Apostel. Mit diesen Worten beantwortete der Landesbischof die Kritik, die vereinzelt von evangelischer Seite an dem vom Deutschen Evangelischen Kirchentag übermittelten Grußwort an den Katholikentag laut geworden war.

Die abwesenden Teilnehmer

Zum erstenmal in der Geschichte der Katholikentage war der von Hannover keine gesamtdeutsche Veranstaltung: es fehlten die Gläubigen der Zone. Auch den Bischöfen der mitteldeutschen Bistümer war die Ausreise verwehrt worden. Die Gläubigen Mitteldeutschlands waren sicher im Geiste dabei, wie es der Bischof von Meißen, Otto Spülbeck, in seinem Telegramm formulierte: „Die Brücke des Gebetes der Liebe überwindet alle Trennung und läßt uns eins sein in der Wahrheit und der Freude des Herrn“ — und doch konnten sie nicht persönlich anwesend sein. Diese Absenz, die in fast jeder Rede bedauert und beklagt wurde und die die furchtbare Situation des geteilten Deutschland in keinem Augenblick vergessen ließ, bestimmte weithin das Bild dieses Katholikentages. Verglichen mit den beiden Berliner Katholikentagen, auch mit dem von Fulda, fehlte ein konstitutives Element deutscher Nachkriegskatholikentage: die Menschen, die zusammen mit den Gruppen der Heimatvertriebenen den letzten vier Katholikentagen in zunehmendem Maße den Charakter der großen Wallfahrt verliehen hatten. Von der war in Hannover nichts mehr zu spüren, trotz Anwesenheit zahlreicher, meist ortsansässiger Heimatvertriebener (20 000). Auf die Haftstrafen, die die SED-Presse vor und während des Katholikentags anstimmte, braucht nicht näher eingegangen zu werden; sie hatten weniger die Aufgabe, die Gläubigen der Zone zu verwirren, als die verordnete Reisesperre zu bemänteln. Das gleiche gilt auch für die „Flugblattaktion“ der Kommunisten in der Bundesrepublik.

Das Programm

Das Programm des Katholikentages in Hannover gliederte sich entsprechend dem erprobten Schema der letzten Katholikentage. Die Anlehnung an Berlin 1958 war unverkennbar: ein Auftaktprogramm von Sonntag bis Mittwoch: Entsendung der Helfer, Eröffnung der großen Ausstellungen (darunter der sehr schönen und reichen Kunstaussstellung „Hildesia sacra“), Übertragung der Niels-Stensen-Reliquien von Hildesheim nach Hannover, der große Alten- und Krankentag der Stadt Hannover (der ein voller Erfolg wurde), die verschiedenen Gebetsstunden um das Gelingen des Katholikentags.

Am Mittwochabend wurde dann der Katholikentag feierlich eröffnet. Am Donnerstagmorgen war der Eröffnungsgottesdienst im Messegelände und der große, einzigartige Kindergottesdienst in der Eilenriede; am Abend fanden zwei Parallelveranstaltungen statt: die Niels-Stensen-Feier im Opernhaus und die Caritasstunde im Messegelände.

Am Freitagmorgen war Frauenmesse, am Abend wiederum zwei Parallelveranstaltungen: das feierliche Pontifikamt im Niedersachsenstadion und der Gottesdienst im Konzentrationslager Bergen-Belsen, von wo aus die anschließende Sühnestunde in das Niedersachsenstadion übertragen wurde.

Am Samstag, dem Tag der Begegnung, fanden über vierzig Einzelveranstaltungen statt, von denen die der ka-

tholischen deutschen Akademikerschaft, des Kartellverbandes katholischer deutscher Studentenverbindungen und die Feierstunde des Vereins katholischer Lehrer und Lehrerinnen in Verbindung mit dem Bund katholischer Erzieher und dem Familienbund der deutschen Katholiken besondere Erwähnung verdienen, am Abend die Station und Vigilfeier im Niedersachsenstadion und schließlich am Sonntag der große Gottesdienst und die Schlußfeier auf dem Schützenplatz.

In den großen Kundgebungen, vornehmlich in der ersten und letzten, dominierte die Rede, häufig zu breit, zu oft in Wiederholung versandend. Es schien nicht immer einfach, das Ende zu finden, wobei man außer acht ließ, daß viele Teilnehmer weite Heimwege hatten. Die großen Gottesdienste und religiösen Feiern waren auch in Hannover am eindrucksvollsten (Freitagabend, Samstagabend). Bei ihnen zeigte sich der Einfluß von Berlin 1958 am stärksten. Wohl wurde nicht ganz das Majestoso der Berliner Liturgie erreicht — das „Spiel vor Gott“; bei den äußeren Formen der Liturgie nutzte man nicht immer — zumal im Niedersachsenstadion — die Möglichkeiten des freien Raumes voll aus. Aber die Texte der Feiern standen denen von Berlin und München in nichts nach, am reichsten waren die der samstäglichem Vigilfeier, denen die äußere Gestaltung dieser Stunde fast ebenbürtig war. Angenehm wurde der Verzicht auf jeden Kommentar während der heiligen Handlungen empfunden. Daß am Schlußgottesdienst sehr rasch die Hostien ausgingen, mag einzelne Teilnehmer im Augenblick vergrämt haben, den Veranstaltern ist jedoch zugute zu halten, daß die Zahl der Kommunizierenden sehr schwer im voraus abzuschätzen war. (Daß im übrigen viele geistliche Besucher keine Zelebrationsmöglichkeiten fanden, war angesichts der beschränkten Möglichkeiten in Hannover fast normal zu nennen.)

Ein Wort noch zur liturgischen Musik: Die Veranstalter hatten gerade für die musikalische Gestaltung der Feiern große Mühe aufgewandt. Drei Kompositionsaufträge wurden an hannoversche Künstler vergeben. In etwa befriedigt hat von diesen Werken nur die sogenannte Festfanfare von Theodor Peine. Sowohl die Betsingmesse von Alfred Koerpen (am Sonntag) wie das Proprium „Mihi autem“ von Siegfried Strohbach (am Freitag) überzeugten in dem vorgegebenen Rahmen nicht. Das lag freilich auch an der Wiedergabe — um nicht zu sagen: Verzerrung — dieser Aufführung durch die Lautsprecherübertragung. Obgleich die Technik im allgemeinen den Veranstaltern keine schwerwiegenden Streiche gespielt hat, verkehrte sie bei der Wiedergabe der zum Teil sehr anspruchsvollen Kompositionen Sinn und Aufgabe der Kirchenmusik ins Gegenteil. Die Musik verselbständigte sich, und der einzelne feiernde Gläubige wurde durch sie vom eigentlichen Geschehen zumindest abgelenkt, wenn er nicht sogar Angst vor dem Furioso bekam.

Im Rahmen dieser allgemeinen Übersicht verdient auch noch das Programm der Jugend Erwähnung. Die Veranstalter haben das Experiment von Berlin nicht wiederholt. Damals war versucht worden (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 10), einen neuen Stil von Jugendfeier zu schaffen. Trotz hervorragender Nummern — Jazz, Chansons, Spirituals — mißlang dieser Versuch, weil die Elemente zu disparat waren, um eine Einheit zu bilden. In Hannover verzichtete man von vornherein auf diesen unmöglichen Versuch, nahm jedoch nicht etwa davon Ab-

stand, die vielfältigen Formen modernen jugendlichen Erlebens aufzuzeigen, sondern ordnete zueinander, was zueinander paßte. Sowohl „Die Wühlmäuse“, ein Jugendkabarett, wie die Chansons von Père Cocagnac, Paris, waren volle Erfolge, aber sie hatten ihren eigenen Ort außerhalb der Feierstunde der Jugend am Samstag im Eilenriedestadion, die sich fast ausschließlich mit der Thematik des Katholikentages befaßte. Vergleicht man die Jugendveranstaltungen von Fulda, Köln und Berlin mit denen in Hannover, so muß festgestellt werden, daß die Jugend auf keinem Katholikentag zuvor so intensiv mit den Themen der allgemeinen Veranstaltungen konfrontiert worden ist.

Neue Versuche

Das Thema von Hannover Glauben — Danken — Dienen als Lebensprogramm mag besonders geeignet gewesen sein, um gerade die Jugend anzusprechen. Diese Chance wurde daher auch ausgiebig genutzt. In gleicher Weise wandte man sich auch an die erwachsenen Teilnehmer des Katholikentages. In den „Öffentlichen Versammlungen“ auf dem Messegelände befaßte man sich eingehend mit dem Glauben und Dienen heute. Die drei ersten Vorträge standen unter dem Thema: Was macht dem heutigen Menschen das Glauben schwer? Diese drei Analysen überstiegen zum Teil das Fassungsvermögen des Publikums, so daß der Wunsch laut wurde, bei derartig anspruchsvollen Themen sollte doch der Wortlaut der Reden vorher an die Zuhörer verteilt werden. Die Teilnehmer kritisierten nicht etwa das hohe Niveau der Reden, sie wünschten keinerlei Simplifizierung ihrer Probleme, sie verlangten nur nach Hilfen, um den Vortragenden besser folgen zu können. Man sollte diesen Wunsch ernst nehmen.

Am Freitagnachmittag, zum Abschluß der „Öffentlichen Versammlungen“, wurde dann von den Rednern die Frage behandelt: „Wie erweist sich der Glaube im Dienen?“ Am gleichen Vormittag hatten die Podiumsdiskussionen zu den Donnerstagsthemen stattgefunden. Sie waren, abgesehen von der kleinsten Halle, die gesperrt werden mußte (vgl. ds. Heft, S. 16), nicht sonderlich gut besucht. Vermutlich argwöhnte ein Teil der Besucher, daß die aus dem Publikum gestellten Fragen doch nicht interessant sein würden. Diese Annahme erwies sich als unberechtigt. Allerdings wurden in diesen Fragestunden keine persönlichen Glaubensschwierigkeiten behandelt. Dafür waren sie auch nicht vorgesehen. Andererseits mußte man jedoch damit rechnen, daß im Rahmen von „Glaubensgesprächen“ beim Hörer solche Fragen auftauchen würden, die nach Antwort verlangen. Vielleicht sollte man in Zukunft auch private „Ausprachemöglichkeiten für Frager“ erwägen. Ein Verweis auf den Beichtstuhl genügt nicht immer.

Neu an den „Öffentlichen Versammlungen“ war in Hannover ein Teil der Vorträge (am Donnerstagnachmittag), die unter dem Thema standen: „Wie sieht lebendiger Glaube aus im 20. Jahrhundert?“ Es waren nicht eigentlich Vorträge, sondern Erfahrungsberichte aus der Welt des Naturwissenschaftlers, des Arztes, des Arbeiters, der Hausfrau — Bekenntnisse und Zeugnisse von großer Eindringlichkeit, die ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlten.

Ein neuer Versuch war auch die pastoraltheologische Priesterkonferenz, die an zwei Nachmittagen über 600 Priester zusammenführte. Der Versuch ging auf eine Anregung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Pasto-

raltheologen deutscher Sprache zurück. Daß dieser Versuch in kaum zu erwartendem Umfang glückte — die Konferenz wird mit Sicherheit auf künftigen Katholikentagen beibehalten werden —, ist nebst der großen Anteilnahme und Aufgeschlossenheit des Klerus den beiden Rednern dieser Tagung, Karl Rahner und Heinz Fleckenstein, zu verdanken. Rahners Vortrag bildete den einsamen, unerreichten Höhepunkt wortmächtiger Deutung christlicher Existenz heute. Rahner sprach über „Der Glaube des Priesters heute“, Fleckenstein über „Glaubensverkündigung heute“. Der zweite Vortrag, von Fleckenstein, war der Öffentlichkeit zugänglich, während seltenerweise der Zutritt zu Rahners Vortrag den Laien, ausdrücklich der Presse, verboten war, obwohl dieses Verbot dann doch nicht strikte durchgeführt wurde, vor allem einer Anzahl älterer Damen gegenüber.

Zum ersten Male in der Geschichte der Nachkriegskatholikentage hatte ferner das Zentralkomitee die Verbände und Organisationen, die Mitglieder des Zentralkomitees sind, zu einer Arbeitstagung zusammengerufen. Den rund 500 Delegierten aus 85 Verbänden und Organisationen war die Aufgabe gestellt, einen gründlich vorbereiteten Entwurf zu aktuellen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Fragen in zwei Tagen durchzudiskutieren, zu korrigieren und zu verabschieden. Auf dieser Delegiertentagung wurde außerdem Grundsätzliches über die katholische Verbandsarbeit gesagt (vgl. ds. Heft, S. 18). Bemerkenswerterweise ergaben die Debatten der Tagung, daß von einem monolithischen Denken innerhalb des organisierten deutschen Katholizismus nicht die Rede sein kann. Die Auseinandersetzungen, zumal in wirtschafts- und kulturpolitischen Fragen, waren zum Teil scharf. Erfreulich war dabei die Offenheit, in der miteinander geredet wurde, der kritische Blick in das eigene Lager, das Eingeständnis, Möglichkeiten vertan zu haben, die nichts beschönigende Aussage, vor dem Bankrott zu stehen (so z. B. Bundesminister Wüermeling über die Familienpolitik, vgl. auch seinen Beitrag „SOS für die Familie. Abbau des Familienausgleichs durch Funktionärsdiktate?“ im „Rheinischen Merkur“, Nr. 33, 17. 8. 62).

Das Ergebnis der Tagung war eine vierseitige Resolution (vgl. ds. Heft, S. 20), ähnlich der sogenannten Hildesheimer „Politischen Erklärung“ von 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 147), wenn auch mit neuen Gesichtspunkten. So notwendig die gemeinsame Erarbeitung von gesellschaftspolitischen Positionen durch die katholischen Verbände, entsprechende Absprachen und Koordinierungen sowie die Information der Öffentlichkeit über das Wollen und die Forderungen des organisierten Katholizismus in Deutschland von Zeit zu Zeit sind, so ist doch zu fragen, ob der Katholikentag dazu der geeignete Ort ist. Vor acht Jahren versammelte sich zum letztenmal während eines Katholikentages die sogenannte Arbeitstagung; sie band für mehrere Tage eine beträchtliche Anzahl der Laienführer und erreichte doch nicht, daß ihre Ergebnisse in den Katholikentag einfließen und ihn bereicherten. Daher trennte man nach Fulda 1954 die Arbeitstagung vom Katholikentag ab und schuf den sogenannten Kleinen Katholikentag als Expertentagung. Selbst wenn eine reinliche Scheidung zwischen Expertentagung (Kleiner Katholikentag) und Vertretertagung (Tagung der Verbandsdelegierten) — es sind zumindest in den Schlüsselstellungen meist die gleichen Persönlichkeiten — auf die Dauer durchgeführt werden könnte, ist das Manko nicht zu umgehen, daß durch solche Klausur-

tagungen die Führungsgarnitur des deutschen Katholizismus bei der Durchführung des Katholikentages weitgehend unsichtbar bleibt und daß dadurch diese repräsentativste Veranstaltung der deutschen Katholiken in ein „Oben“ und „Unten“ zerfällt, von denen das „Unten“ sich für die Arbeit des „Oben“ immer weniger interessieren wird. Das kann jedoch nicht der Sinn dieser Veranstaltung sein.

Von der „Wallfahrt“ zur „Generalversammlung“

Die Veranstalter haben den Versuch einer Delegiertenversammlung in Hannover gewagt, weil sie dem Katholikentag neue Impulse verleihen wollten. Dies gilt auch für die erwähnte pastoraltheologische Priesterkonferenz, die jedoch — verglichen mit der Delegiertenkonferenz — kaum die Hälfte an Zeit beanspruchte. In Hannover sollte gearbeitet werden. Die besondere Atmosphäre der Stadt und ihrer Menschen, die Diasporasituation und die im voraus zu erwartende relativ niedrige Zahl an Katholikentagsteilnehmern, bedingt durch das Fehlen der Gläubigen aus der benachbarten Zone, legten ein solches Programm nahe, und es ist in Hannover zweifellos fruchtbar gearbeitet worden. Aber es verdient doch festgehalten zu werden, daß die greifbaren Ergebnisse, die Initialzündungen dieser Tage vor allem unter dem großen Dach des Katholikentages geboren wurden und nicht in Klausuren.

Die Veranstalter gingen von der Überzeugung aus, daß es heute nicht mehr angehe, wertvollste Teile des deutschen Katholizismus, vielfältig in der Geschichte der deutschen Katholikentage als Stützen ausgewiesen, bei dieser Veranstaltung nicht zum Zuge kommen zu lassen. Der Versuch, den Verbandskatholizismus für den Katholikentag wieder fruchtbar zu machen, hatte zur Folge, daß der Hannoversche Katholikentag sehr viel stärker als irgendeiner seiner Nachkriegsvorgänger, die ja zunehmend zu „Wallfahrten“ geworden waren, „Generalversammlung“ war. Die Veranstalter besaßen keine andere Möglichkeit, denn die Alternative „Wallfahrt“ oder „Generalversammlung“ bestand nach dem 13. August nicht mehr. In Hannover brauchte man daher — im Gegensatz zu Berlin 1958 — nicht „auf leisen Sohlen“ zu gehen und verschlüsselt zu sprechen. Der 79. Katholikentag hat dieser Zwangssituation Rechnung getragen und aus ihr das Beste gemacht, was er machen konnte: dem Katholikentag als repräsentativster Veranstaltung katholischer Laien das offene, kritische Wort zurückzugeben, das die Voraussetzung ist für jede sinnvolle Aktion.

Die „Aktion Hannover“ — die großen Themen des Katholikentags

Unter dem Stichwort „Aktion Hannover“, das auf dem Katholikentag proklamiert wurde, ist zunächst die Gründung von Gemeinschaftszentren für die ausländischen Gastarbeiter zu verstehen (es ist schade, daß die Gläubigen nicht hinreichend auf den Zweck der Kollekte beim Schlußgottesdienst hingewiesen wurden; sie ist für den Bau einer Casa Española und eines Centro Italiano bestimmt). Darüber hinaus ist auch der Plan dazuzuzählen, eine „Legion des guten Willens“ für die Hilfe von Mensch zu Mensch in die Entwicklungsländer zu schicken sowie ein Sozialjahr auf freiwilliger Basis für Mädchen einzuführen (ein Plan, der freilich schon auf erhebliche Kritik gestoßen ist). Für beide Projekte setzte sich der Präsident des Katholikentages, Bundesminister Lücke,

temperamentvoll ein. Hannover hat also hinreichend Formen für konkretes Dienen aufgezeigt. Mit dem Dienst am Nächsten erschöpfte sich jedoch nicht die Thematik dieses Katholikentages. Nicht minder eindrucksvoll war die Besinnung auf den Glauben, der Glaubensvollzug und die Offenheit für die Glaubensbegegnung. Was an sozialpolitischen Plänen und Aktionen in Hannover entwickelt wurde, hätte sicher auch in jeder anderen Stadt der Bundesrepublik geschehen können; eine solche intensive und ehrliche Begegnung zwischen katholischen und evangelischen Christen in Gespräch und Reflexion dürfte hingegen nur in dieser norddeutschen Diasporastadt möglich gewesen sein. Schließlich war die deutsche Not und die Bedrängnis der Getrennten allgegenwärtig. Das Gebet galt ihnen vor allem. Auch der politischen Vergangenheit stellte man sich und söhnte.

Die Eröffnung

Am Mittwoch, dem 22. August, wurde der Katholikentag in der größten Messehalle der Stadt eröffnet. Trotz starken Regens hatten sich gegen 15 000 Menschen zu dieser Kundgebung versammelt, unter ihnen Kardinal Bea und der Apostolische Nuntius sowie weitere 50 Bischöfe, Äbte und Generalvikare. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten des Lokalkomitees, Staatssekretär a. D. Richard Skiba, und den Vorsitzenden des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Karl Fürst zu Löwenstein, bei welcher Gelegenheit der Versammlung der Präsident des 79. Deutschen Katholikentages, Bundesminister Paul Lücke, sowie die drei Vizepräsidenten, Frau Dr. Marianne Pünder, Berlin, Oberbürgermeister Dr. Hans Hutter, Eichstätt, und Dipl.-Ing. Johann Brand, Hannover, vorgestellt wurden, überbrachte der Delegierte des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Bankdirektor Manfred v. Hauenschild, Hamburg, die Grüße und Wünsche der evangelischen Christen. Er erinnerte daran, daß der Tagungsort des Katholikentages mitten in der Diaspora liege. Es sei aufrichtiger Wunsch des Deutschen Evangelischen Kirchentages, daß die Teilnehmer an diesem Katholikentag spüren möchten, daß ihnen auch in den evangelischen Gemeinden dieser Stadt, in der vor dreizehn Jahren der Deutsche Evangelische Kirchentag gegründet wurde, betende Herzen und helfende Hände zahlreicher evangelischer Christen zur Seite ständen, so wie es umgekehrt auch beim Evangelischen Kirchentag 1959 in München der Fall gewesen sei.

„Wir stehen zeitlich zwischen der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Neu-Delhi und dem Ökumenischen Konzil der römisch-katholischen Kirche, das im Oktober beginnen wird. Die Einheit der Kirche glauben und bekennen wir, nach der uns gemeinsamen Taufe auf den dreieinigen Gott und dem uns gemeinsamen Bekenntnis der Väter... Deswegen ist für alle Christen die Spaltung der Kirchen ein Ärgernis und ein Pfahl im Fleische. Aber wir wissen auch, was alles an glaubensmäßigen, dogmatischen und anderen Gegensätzen zwischen unseren Konfessionen und Kirchen steht. Wir wissen zudem, daß wir diese um der Wahrhaftigkeit willen nicht bagatellisieren dürfen. So sehen wir mit unseren menschlichen Augen noch nicht, wie die Kirchen zur Einheit kommen können. Doch ist es unser aufrichtiger Wunsch, daß wir immer mehr miteinander in ein redliches und brüderliches Gespräch kommen möchten, um immer mehr

einander kennenzulernen. Dazu möge auch dieser Katholikentag helfen. Wir hoffen, den einen oder anderen aus Ihren Reihen als Mitarbeiter bei unserem nächstjährigen Evangelischen Kirchentag in Dortmund unter uns zu haben. Wir Gläubigen sind Schuldner, wir schulden uns Wahrheit in der Liebe.“

Die praktische Zusammenarbeit der Christen aus allen Konfessionen für die Verteidigung unseres Menschenbildes, für den Schutz des Menschen und für das Wohlergehen des Ganzen sei die gemeinsame Aufgabe und die große Möglichkeit. Sie bringe uns näher, und wir könnten auf diese Weise, trotz aller kirchlichen Unterschiede, die innere und äußere Einigkeit sichtbar werden lassen. Wir sollten nicht müde werden, solche Möglichkeiten aufzuspüren und anzufassen. Hierzu fordert uns die Lage der Welt in der Mitte des 20. Jahrhunderts heraus, die überall gekennzeichnet ist durch die Angriffe starker und sehr verschiedenartiger Kräfte auf das Bild Gottes im Menschen.

Manche Gleichartigkeit sei praktisch sichtbar geworden, sagte v. Hauenschild, zum Beispiel bei den Aktionen „Misereor“ und „Brot für die Welt“, bei der Enzyklika *Mater et magistra* und der Denkschrift der Evangelischen Kirche zur Eigentumbildung in sozialer Verantwortung. In dieser Zeit der Umgestaltung der wirtschaftlichen und politischen Räume und der gesellschaftlichen Strukturen in der ganzen Welt gehe es bei aller notwendigen Kritik nicht an, in einer bloß negativ abwartenden oder indifferenten Einstellung zu verharren, wie sie sich heute einerseits in intellektuellen Kreisen und andererseits in den breiten Bevölkerungsschichten zeige, die nur an das individuelle Fortkommen denken. Die Gefolgsleute Christi seien vielmehr ermächtigt und aufgerufen zum Glauben im biblischen Sinne, zur Furchtlosigkeit nach apostolischer Weisung und zum selbstlosen gemeinsamen Dienen, wo immer tätiges Mitwirken gefordert ist.

Als solche Aufgaben bezeichnete Manfred v. Hauenschild die Fragen der Moral und der mitmenschlichen Solidarität im privaten und öffentlichen Bereich; das richtige Verhältnis von Eigenverantwortung und öffentlicher Verantwortung; die Stärkung des Verantwortungswillens im staatsbürgerlichen Bereich; die menschliche Hilfeleistung in den Entwicklungsländern; die Erhaltung des Friedens. Unsere größte Sorge aber sei diejenige für unsere Schwestern und Brüder im anderen Teil unseres Vaterlandes, „deren Fehlen bei dieser Ihrer großen Versammlung wir mit Ihnen gemeinsam schmerzlich empfinden und auf das tiefste bedauern. Gott sei mit seinem Segen bei Ihnen, die Sie hier sein können, und bei denen, die nicht hier sein können und es gerne möchten.“

Nach weiteren Grußworten, gesprochen vom Oberbürgermeister der Stadt Hannover, August Holweg, und dem Ministerpräsidenten von Niedersachsen, Georg Diederichs, hielt der Präsident des Katholikentages, Bundesminister Paul Lücke, die Festrede.

Die Rede von Bundesminister Lücke

„...Glauben — Danken — Dienen“ heißt die Losung des Katholikentages... Mit dem Wort vom Dienen wird ein Programm aufgestellt, das den Katholiken in seinem ganzen Wesen umfaßt, ein Programm, das von uns allen eine klare Antwort, eine verpflichtende Tat, das von uns eine Aktion fordert. Hier in Hannover wird ein Thema gestellt, das — wie kaum ein anderes — eine Forderung

an uns darstellt, eine Forderung an unsere Zeit. Dieser Forderung können und dürfen wir nicht in unverbindlichen Reden ausweichen. Hier sind wir alle angesprochen. Hier wird von uns allen eine verpflichtende Antwort gefordert...

Wer mit offenen Augen durch unser Land fährt, wer die letzten zwölf Jahre bewußt erlebt hat, wer den muster-gültigen Aufbau dieser Stadt Hannover aus Schutt und Asche beobachten konnte, stellt eine von uns allen nicht für möglich gehaltene Aufbauleistung in der Bundesrepublik fest. Allein 6,5 Millionen Wohnungen, davon 1,7 Millionen Familienheime, konnten gebaut werden. Schon können wir uns weiteren wichtigen Aufgaben zuwenden, der Erneuerung unserer Dörfer und Städte. Wir können daran gehen, eine Raumordnung zu verwirklichen, die eine wesentliche Voraussetzung für eine gesunde Gesellschaftsordnung darstellt. In der Welt spricht man von einem deutschen Aufbauwunder. Wir wissen, daß es kein Wunder ist. Nein, es war der Fleiß und die Tüchtigkeit unseres Volkes, das dank einer geradlinigen Politik diese größte Gemeinschaftsarbeit in seiner Geschichte geschaffen hat. Unser Volk darf mit Recht auf dieses größte Aufbauwerk seiner Geschichte stolz sein. Dennoch, so groß die Erfolge auch sind, so beobachten wir doch mit großer Sorge Erscheinungen, die alarmierend sind. In diesem ungeheueren Aufbauwerk droht vielfach der Mensch, droht die Familie, droht vor allem der kranke und alte Mensch auf der Strecke zu bleiben. Ist es nicht so, daß in dem Maße, in dem wir unsere Existenz materiell gesichert haben, die ideelle, die religiöse Basis schwindet? Müssen wir nicht beklagen, daß mit unserem Aufstieg die Hilfe am Mitmenschen, die Hilfe an der Familie, die Hilfe an den Alten und Kranken, an der Jugend nicht Schritt hält? 8000 Pflegekräfte fehlen allein in katholischen Krankenanstalten. Die Überalterung der Schwesterngenossenschaften ist so weit fortgeschritten, daß über 50 Prozent der Schwestern über 60 Jahre alt sind. Der Mangel an Pflegekräften hat z. T. katastrophale Formen angenommen. Nicht minder groß ist der Mangel an hauswirtschaftlichen Kräften. Für Mütter mit mehreren Kindern ist es fast unmöglich, Hilfe zu bekommen. Das Pflegepersonal in Krankenhäusern und Altersheimen ist überlastet, vielfach unzureichend besoldet, vor allem, es fehlt der Nachwuchs — insgesamt: eine für uns alle, eine für unser Volk besorgniserregende Bilanz.

Sind nun die Menschen unserer Zeit im Vergleich zu früher etwa weniger bereit, den Dienst am Kranken, den Dienst in der Familie zu leisten? Oder sind hierfür andere Gründe maßgebend? Nun, zunächst benötigt unsere Wirtschaft jede arbeitsfähige Kraft. Ja, unsere Arbeitskräfte reichen nicht aus. Hunderttausende Gastarbeiter helfen uns, die anstehenden Aufgaben zu lösen. Dennoch fehlen im Augenblick in der Bundesrepublik über 600 000 Arbeitskräfte. So ist es, von der Wirtschaft her gesehen, verständlich, daß Industrie und Handel mit allen Mitteln Arbeitskräfte anwerben und hierfür ihren mächtigen Apparat der Werbung und Reklame einsetzen. Im Wettbewerb mit den Arbeitsplätzen in der Wirtschaft kann in mannigfacher Hinsicht der pflegerische Beruf nicht mehr Schritt halten. Natürlich ist Dienen und Pflegen wirtschaftlich wenig attraktiv. So ist es zu erklären, daß in einem immer größer werdenden Umfang Frauen, ja sogar Mütter von kleinen Kindern den Platz in der Familie mit der Arbeit im Büro oder am Fließband vertauschen, ja daß auch in zunehmendem Maße pflegerische Berufe in

die Wirtschaft abwandern. So mußten und müssen Altersheime, Krankenhäuser und Pflegeheime geschlossen werden, weil die Kräfte fehlen. Hunderttausende kinderreicher Familien — vor allem auch im kleinbäuerlichen Betrieb — sind ohne Hilfe. Eine bedrückende Bilanz. Hier muß etwas Durchgreifendes geschehen. Darum müssen wir diese Frage offen besprechen, darum steht dieses Thema mit im Vordergrund dieses Katholikentages.

Die Rangordnung der Werte

Wir haben uns für eine Staatsform entschieden, in der der Mensch sich in seiner sittlichen Würde als Gottes Ebenbild frei entfalten kann. Wenn nun die Gefahr droht, daß der Mensch auf der Strecke bleibt..., müssen wir an die Rangordnung der Werte erinnern, die unseren Staat ausmachen... Was nützt es, die Würde des Menschen anzuerkennen, wenn wir ihm nicht die Entfaltung in Würde in der Familie, in der Gesellschaft ermöglichen, und zwar nicht nur die materielle Entwicklung und Entfaltung, sondern insbesondere auch seine sittliche Entfaltung. Sonst ist die sittliche Freiheit eine Farce. Eine Gesellschaftsordnung, die bedenkenlos der Mutter die 70-, 80-Stunden-Woche abverlangt, ohne wirksam zu helfen, ist keine Ordnung, sie ist eine Unordnung, sie ist im Grunde unchristlich. Eine Gesellschaftsordnung, die den Dienst an den Alten, an den Kranken und Pflegebedürftigen den Idealisten überläßt, muß sich auf die Dauer den Vorwurf der Unmenschlichkeit gefallen lassen. Darum ist unsere Forderung: die Herstellung der Wertordnung in unserer Gesellschaft. Wir müssen den Menschen als Gottes Ebenbild wieder erkennen und anerkennen. Ebenso muß die Familie als Gedanke Gottes wieder in den Mittelpunkt unseres gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens gestellt werden. Diese Forderung bedeutet Fortsetzung einer aktiven Sozial- und Familienpolitik, einer Politik, in der der Familie der Lebensraum gegeben wird, den sie für ihre Entwicklung braucht. Das bedeutet z. B. auch, daß die Arbeit der Mütter mit Kindern draußen in der Wirtschaft überflüssig wird. Das bedeutet dann aber auch, daß die Familien wirtschaftlich so gestellt werden, daß die Mitarbeit der Mutter draußen unnötig wird. Ist es zu kraß ausgedrückt, wenn ich sage, daß sich ein Proletariat unserer Mütter mit Kindern zu entwickeln droht? Daher ist unsere vornehmste Aufgabe die Hilfe für unsere Mütter. Jedermann weiß, daß diese Hilfe nicht nur ein finanzielles Problem darstellt. Die Sozialpolitik, die Familienpolitik muß sich dieses drängenden Problems annehmen. Die Sozialpartner, die Tarifpartner sollten dieser Frage ihre besondere Aufmerksamkeit schenken.

Die Pflicht der Christen

Bei aller Verantwortung, die der Staat und seine Organe, die die öffentliche Hand für die Ordnung unseres gesellschaftlichen Lebens und das Wohl seiner Bürger zu tragen hat, bleibt für jeden von uns die Pflicht zum Dienst am Nächsten, ist für jeden von uns die Erfüllung praktischer Nächstenliebe die große christliche Aufgabe. Von dieser Pflicht zu helfen kann keiner beurlaubt werden, sie ist die erste Pflicht des Christen... Das heißt...: Der Dienst am Nächsten, an unseren Kranken und Alten, in unseren kinderreichen Familien muß wieder „gesellschaftsfähig“ gemacht werden. Hier liegt die große Aufgabe für unsere katholischen Frauenverbände, für unsere Frauenjugend. Hier liegt der wirkliche Beruf der Frau, die das Leben schenkt und bewahrt... Darum möchte ich von dieser

Stelle aus einen Vorschlag machen, der mich seit Jahren bewegt, den ich lange überlegt und mit vielen Gleich- und Andersgesinnten besprochen habe, einen Vorschlag, für den ich in erster Linie unsere Frauenjugend begeistern möchte.

Sozialjahr für Mädchen

Jedes Mädchen vom 16. bis 25. Lebensjahr leistet ein Sozialjahr auf freiwilliger Basis. Dieses Jahr kann in einer Familie mit kleinen Kindern, in einem Altersheim, in einem Krankenhaus oder Kindergarten oder auch in der Fürsorgearbeit oder einem sonstigen pflegerischen Beruf abgeleistet werden. Wann und wo dieses Sozialjahr geleistet wird, bestimmt das Mädchen selbst. Dieses Jahr könnte auf die Berufsausbildung angerechnet werden. Die Ableistung des Sozialjahres müßte mehr, als es bisher üblich ist, Voraussetzung für die Ablegung von Berufsexamen sein. Natürlich müßte dieser Dienst angemessen vergütet werden. Es wird Aufgabe einer aktiven Sozial- und Familienpolitik sein müssen, die Familien mit Kindern in die Lage zu versetzen, die Kosten für eine solche Hilfe aufzubringen. Die freiwillige Ableistung eines Sozialjahres für alle Mädchen zwischen 16 und 25 Jahren wäre der beste Weg, den Dienst an Pflege- und Hilfsbedürftigen wieder gesellschaftsfähig zu machen. Es sollte Aufgabe der katholischen Frauenverbände und der Frauenjugend sein, diese Aktion vorzubereiten und durchzuführen. Wenn wir so beispielhaft vorangehen, werden die anderen folgen. Nur wenn diese freiwillige Aktion als für jeden verpflichtend anerkannt wird, kann sie den vollen Erfolg gewährleisten. So würde auch die recht unfruchtbare Diskussion, ob dieses Jahr als Pflichtjahr zu leisten sei oder nicht, sich von selbst erledigen. Die Bereitschaft zum Dienen ist bei unserer Jugend vorhanden. Sie will nur richtig angesprochen werden...

Entwicklungshilfe von Mensch zu Mensch

Wenn wir so das eigene Haus bestellen und Ordnung darin schaffen, sind wir würdig und fähig, uns der großen und weltweiten Aufgabe zu stellen, die unsere Zeit gebieterisch fordert: den jungen Völkern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas zu helfen. Diese jungen Völker warten auf uns... Wir müssen uns dieser Situation stellen... Katholisch heißt buchstäblich soviel wie weltweit. Jetzt ist die Stunde, von diesem katholischen Programm nicht nur zu schwärmen, sondern es zu verwirklichen. Was wir brauchen, ist eine Katholizität, die um der Mitmenschen willen, die in Not sind, alles wagt, vor allem persönlichen Einsatz. Die jungen Völker brauchen uns. Sie sind in Not, sie brauchen unsere menschliche, unsere christliche Hilfe. Sie brauchen Handwerker, Lehrer, Ingenieure, Bauern, die ihnen den Weg zum Aufbau einer gesunden Ordnung erleichtern...

So möchte ich von diesem Katholikentag in Hannover die katholischen Verbände, vor allem das Kolpingwerk, die Katholische Arbeiterbewegung, die katholischen Frauen- und Jugendverbände ebenso wie die akademische Jugend, die Unternehmer wie die Arbeitnehmer auffordern, die Legion des guten Willens in Marsch zu setzen. Hier liegt die große Zukunftsaufgabe aller Christen in unserem Vaterland. Alle sind aufgefordert, sich dieser Legion des guten Willens anzuschließen. Ich weiß, daß unsere Verbände sich bereits dieser Aufgabe annehmen. In diesen Tagen stehen 32 junge Männer, Handwerker, Ingenieure, Landwirte, als Helfer für die jungen Völker

vor ihrer Aussendung. Sie werden an die Seite von 85 Männern und Frauen treten, die bereits in insgesamt 20 Staaten von Südamerika, Afrika und Asien tätig sind. Der erste Schritt ist getan...

Wir wollen eine Legion des guten Willens in diese Völker entsenden. Die Bundesrepublik leistet bereits einen großen wirtschaftlichen Beitrag für die Entwicklungshilfe und hat ein eigenes Ministerium eingerichtet. Unsere Arbeit muß in enger Fühlungnahme mit den Maßnahmen der Regierung erfolgen. Es gilt, neben der wirtschaftlichen Hilfe die menschliche zu leisten. Es gilt, den Einsatz staatlicher Mittel zur Erfüllung der Entwicklungshilfe durch den Einsatz des christlichen Hilfsdienstes zu ergänzen...

Seit Jahren leben in unserem Lande Tausende von Studenten und Praktikanten aus den Entwicklungsländern. Ihnen in der Zeit ihres Aufenthaltes in Deutschland nicht nur Gastrecht, sondern auch Heimat zu gewähren, ist eine große und verantwortungsvolle Aufgabe. Ihnen Eingang in unsere Familien zu verschaffen, damit sie unser Volk richtig kennenlernen, ist eine Aufgabe, die uns alle angeht. Ihnen muß nicht nur eine preislich erschwingliche Wohnung geboten werden, ihnen muß auch das Christsein bei ihrer sonstigen Betreuung vorgelebt und bewiesen werden. Diese Studenten und Praktikanten sind die führende Schicht, die Politiker, Beamten, Erzieher und Lehrer der jungen Völker von morgen. Die Eindrücke, die sie von unserem Lande mitnehmen, sind entscheidend für das Leben ihrer Volks- und Stammesbrüder. Vielfach ist es für farbige Studenten schwer, den so wichtigen rechten menschlichen Kontakt, den persönlichen Anschluß zu finden. Wer daher von uns nicht aktiv in den vielfältigen Formen des „Dienstes im eigenen Haus“ und in der „Welt“ teilnehmen kann, sollte, wann immer es möglich ist, einem farbigen Studenten den Zutritt in eine deutsche Familie ermöglichen. Diese Hilfe, die meist ohne große Mühe und mit geringem finanziellem Aufwand möglich ist und keiner großen Organisation bedarf, kann in ihrer Wirkung auf die jungen Völker nicht überschätzt werden...

Hilfe für Gastarbeiter

Ein weiteres Problem, das so dringend ist, daß wir es auf diesem Katholikentag in Hannover und in Zukunft in unserem Alltag nicht übersehen dürfen, berührt die Gastarbeiter.

Etwa 700 000 Ausländer sind bei uns in diesem Jahr in der Bundesrepublik beschäftigt. Ihre Zahl wird bei unserer angespannten Arbeitsmarktlage in den nächsten Jahren weiter beträchtlich wachsen. Hier stellt sich für uns alle ein menschliches Problem besonderer Art. Wir können es nicht zulassen, daß diese Menschen seelisch und moralisch buchstäblich verkommen. Für uns darf nicht nur die Arbeitskraft von Interesse sein. Wir müssen auch die menschliche Seite dieses Problems sehen.

Es ist zunächst ein Problem der Unterbringung der Gastarbeiter allgemein und dann ein Problem der Familie. Die monatelange Trennung des Arbeiters von seiner Familie erfordert besondere Maßnahmen, um die schädlichen Wirkungen dieser Lebensweise auf ein Mindestmaß zu beschränken. Es ist ein Problem des Lagerlebens, der Einsamkeit, des schlechten Einflusses, der ehelichen Beziehungen und der kirchlichen Bindung; Probleme, die nur im engen Zusammenwirken aller verantwortlichen staatlichen und kirchlichen Stellen, der Arbeitgeber, der Betreuungsorganisationen und des einzelnen, der mit diesen Pro-

blemen in Berührung kommt, befriedigend gelöst werden können.

Meines Erachtens sollten zur Lösung dieses Problems Zentren für Gastarbeiter geschaffen werden, in denen die geistige, kulturelle und religiöse Betreuung möglich ist. Diese Zentren müßten in den speziellen Wohngebieten für Gastarbeiter errichtet werden. Diese Wohngebiete müßten ihrerseits auch die Zusammenführung der Familien zulassen. Die bisherigen Katholikentage haben eine lobenswerte Tradition geschaffen. Mit dem Bau von Katholikentagsdörfern und -siedlungen haben die deutschen Katholiken sichtbare Dokumente wahrer Nächstenliebe errichtet. In der Fortführung dieser Tradition wollen wir gleichsam als Initialzündung in Musterform aus Anlaß und als Ergebnis dieses Katholikentages ein Wohn- und Betreuungszentrum für unsere Gastarbeiter hier in Hannover schaffen. Es soll ein Beispiel werden, das die von uns gefühlte und getragene Verantwortung der Christenpflicht im Konkreten widerspiegelt...

Von Hannover soll eine Aktion ausgehen, die zur Tat drängt. Dafür erleben wir Gottes Segen.

Danach richtete der Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria Janssen, ein letztes Grußwort an die Versammelten. Mit dem Abendsegen der Bischöfe schloß die Feier.

Die Öffentlichen Versammlungen

Am Donnerstag und Freitag trafen sich die Gläubigen nach Teilnahme an den Gemeinschaftsmessen in den Öffentlichen Versammlungen auf dem Messegelände.

Was macht dem heutigen Menschen das Glauben schwer?

Am Donnerstagsvormittag sprachen über das Thema „Was macht dem heutigen Menschen das Glauben schwer?“ Prof. Heimo Dolch, Paderborn (Glaube — von der Wissenschaft widerlegt?), Anton Böhm, Köln (Glaube — von Ideologien abgelöst?) und Oskar Neisinger, Freiburg i. Br. (Glaube — im Wohlstand erstickt?).

Glaube — von der Wissenschaft widerlegt?

Prof. Dolch ging nicht so sehr auf Einzelfragen des Gesprächs zwischen Glauben und Wissenschaft ein, sondern stellte zunächst heraus, daß unser Glaube eine Mitte hat und daß alles Glauben und Leben um diese Mitte kreist. Er bestimmte sie durch die Aussage des heiligen Thomas: „Der Glaube geht vor allem auf das, was wir in der Heimat zu sehen hoffen.“ Das ist die Grundbefindlichkeit des Menschen, daß er auf dem Wege ist, und das ist seine Gnade, daß er dieses Auf-dem-Wege-Sein als Wanderschaft in die Heimat deuten, auf sich nehmen und in der Kraft des Herrn vollenden kann. Nach dem heiligen Thomas läßt sich „der ganze Inhalt der christlichen Glaubenswahrheit auf die Lehre vom Dreieinen Gott und von der in Christus exemplarisch verwirklichten Teilhabe des Menschen am Leben Gottes zurückführen“ (J. Pieper). Christlicher Glaube ist dementsprechend das Vermögen des Pilgers in der Fremde, vorausgreifend an der Heimat teilzuhaben — und nur so kann er daran Anteil gewinnen. Christlicher Glaube ist somit „nicht ein zusätzliches Tun zu etwas, sondern ein Verfügen über sich selbst, in welchem der Mensch sich für sich selbst, für sein Leben ganz auf Christus verläßt, sich selbst durchsichtig und eindeutig auf Christus gründet“ (H. Volk).

Es ist wichtig, auf die Mitte des Glaubens hinzuweisen;

denn von allem „Verlust der Mitte“ ist ja dieser bei vielen Gläubigen der schwerwiegendste. Man sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr; man verliert sich und seinen Glauben im Untersuchen der Einzelheiten, die nun zur Pseudo-Mitte werden. Das gilt besonders im Gespräch mit der Wissenschaft.

Die Gefährdung unseres Glaubens

Bestimmt man so den Glauben von seiner Mitte her, erkennt man auch den Quellpunkt aller Gefährdung. Wir wissen nicht um diese Wanderschaft und ihr Ziel, sondern wir glauben sie. Alles, was uns abhalten will, diese Wanderschaft zu vollziehen, was uns den Blick darauf verstellt und uns weiszumachen sucht, hier sei unsere Heimat, gefährdet unsern Glauben.

Das kann vielerlei sein. Auch der durch die Sünde entkräftete Mensch wird mehr vom Schönen als vom Hässlichen, mehr vom Guten als vom Schlechten, mehr von der Wahrheit als von der Lüge angesprochen. Besonders ist es die sichere Erkenntnis der Wahrheit, die ihn geheimnisvoll anzieht und dadurch gefährdet. Denn sicher erkanntes Wissen ist Haben der Wahrheit, ist Inne-Sein in ihr. Auf dem Wege zu diesem Wissen werden die Etappen der Annahme, des Vermutens und Meinens bis zu ihrem inneren krönenden Abschluß durchschritten, und dann kommt der Erkenntnisimpuls in die Ruhe der Erfüllung. Beim Glaubensakt jedoch bleibt dieser Impuls unterwegs stecken; hier befiehlt ja der Wille — dem Verstand uneinsichtig, dem Herzen aber klar — die Zustimmung auf Grund der Glaubensmotive. So ist in dieser Hinsicht der Glaube in diesem Leben immer schwächer gegenüber dem sicheren Erkennen. Echtes intellektuelles Zweifeln wird gerade bei dem, der um ein tieferes Glaubensverständnis ringt, im Gegensatz zu willentlichem Bezweifeln immer da sein.

Was wir glauben, das kann nur bezeugt, nie bewiesen werden; wir können das Geglaubte nicht nur dem anderen nicht beweisen, sondern auch uns selbst nicht: wir glauben unseren Glauben. Damit ist eine weitere wesentliche Glaubensgefährdung genannt. In jedem Glaubenswort und Glaubensakt waltet das Geheimnis des Herrn, der wahrer Gott und wahrer Mensch war und ist. Jeder dieser Akte ist göttlich und menschlich zugleich, und wie Jesus als des Zimmermanns Sohn erachtet wurde, ist im Glaubensakt die notwendige göttliche Bekräftigung ganz im Menschlichen verborgen, wir tragen das köstlichste Geschenk in irdenen Gefäßen.

In dieser Spannung hat der Christ sich immer zu bewahren, gleich in welcher Situation. Auch die Wissenschaft stellt unsern Glauben grundsätzlich nicht mehr und nicht anders in Frage, sie macht es uns nur bewußter, daß wir in dieser Spannung zu leben haben.

Glaube und Wissen

Nach diesen Erwägungen wandte sich der Redner dem Disput zwischen Wissen und Glauben zu.

Er ging von der Voraussetzung aus, daß zwischen beiden kein Gegensatz sein kann, da ein und derselbe Gott dem Menschen den Verstand zum Erkennen der Wahrheit gegeben und die Offenbarung geschenkt hat. Wir haben aber zweierlei zu beachten: erstens, daß diese Grundlage nur dem Gläubigen einsichtig ist und deshalb nicht zu sorglos im Disput vorausgesetzt werden darf, und zweitens, daß sie ihrem Inhalt nach negativ ist und sich von ihr allein aus noch nicht einsehen läßt, wie ein scheinbarer Widerspruch zwischen Wissen und Glauben zu klären ist.

Beide, Wissenschaft, speziell Naturwissenschaft, und Glaubenseinsicht, speziell Theologie, sind in einem geschichtlichen Prozeß auf dem Wege zueinander, freilich jede auf ihre Weise. Wenn man die einzelnen einander ablösenden Theorien zur Abstammungsfrage vergleicht, erkennt man, wie sehr sich die theologischen Beurteilungen der Entwicklung und des leiblichen Zusammenhanges des Menschen mit dem Tierreich geändert haben. Manches, was früher als mit dem Glauben unvereinbar erschien, ist heute der wissenschaftlichen Diskussion freigegeben und so als mit dem Glauben vereinbar erklärt. So hat die Theologie seit dem Fall Galilei gelernt, und sie scheut sich nicht, dies offen und dankbar anzuerkennen.

Aber auch Wissenschaft, sowohl in ihrer Tatsachenerkenntnis wie in ihrem Selbstverständnis, ist auf dem Wege, so daß heute, im allgemeinen wenigstens, ein anderes Gesprächsklima herrscht als im 18. und 19. Jahrhundert. Die meisten Wissenschaftler urteilen heute viel bescheidener über die Möglichkeit, den Ertrag und die Tragweite ihrer Methoden.

Zwischen Wissenschaft und Glauben wird heute nicht mehr polemisiert, sondern die Partner wollen aufeinander hören. Freilich gab es immer Spannungen, und es wird sie auch weiterhin geben. Hierfür genügt es, auf Teilhard de Chardin hinzuweisen. Unsere Aufgabe wird es sein, in konkreten Synthesen „Weggenossenschaft auf Zeit“ zwischen Glauben und Wissen zu stiften und den Wahrheiten zu gehorchen, damit die eine Wahrheit tiefer erkannt und der eine Herr aller Wahrheit in reinem Glauben verehrt werde.

Glaube — von Ideologien abgelöst?

Böhm ging aus von der Frage: Was sind Ideologien? Wir meinen mit dem Wort Gedankengebilde, die den Anspruch darauf erheben, die ganze Wahrheit über den Menschen oder über die Welt und vor allem über das Leben des Menschen in der Welt auszusagen, ohne dazu eine göttliche Offenbarung zu benötigen.

Ideologien möchten Wissenschaft sein; und sie gehen auch tatsächlich von Wissenschaft oder von Philosophie aus. Aber die Ideologien entfernen sich von ihrem Anfang. Gewöhnlich bleibt dieser Vorgang anonym. Machtpolitiker, Weltverbesserer, falsche Propheten, revolutionäre Neuerer bemächtigen sich einer Wissenschaft oder auch eines anziehenden Irrtums der Philosophie und formen sie zu einem Programm um, das für die Propaganda handlich ist. Oder die Wahrheit oder dieser Irrtum gerät in die Finger der Popularisatoren und wird als die große, ganze, endgültige Wahrheit und Wissenschaft angepriesen. Daraus ergibt sich die Vulgärform, in der die Ideologien heute vorzugsweise existieren. In dieser Form tun sie dem Glauben Eintrag.

Der Psychologismus

Um die Jahrhundertwende ereignete sich in der Psychologie eine Revolution. Während bisher das Bewußtsein ihr Gegenstand gewesen war, wandte sie sich nun besonders dem Unbewußten zu. Es entstand die Tiefenpsychologie mit ihren drei Hauptrichtungen: Sigmund Freuds Psychoanalyse, Alfred Adlers Individualpsychologie, Carl Gustav Jungs Komplexer Psychologie. Sie will das bisher Unerklärliche menschlichen Verhaltens aus der Analyse des Unbewußten verständlich machen. Die Tiefenpsychologie hat für viele seelische Leiden Heilmethoden gefunden und der Menschheit große Dienste geleistet.

Aber was ist daraus in der Vulgärform geworden? Ein Psychologismus, der sich anmaßt, den Menschen aus dem Triebmechanismus des Unbewußten ganz und gar zu erklären.

Die Religion ist für den Psychologismus — das ist seine vorwiegende Ansicht — ein System höchst ungesunder Hemmungen.

Es versteht sich, daß der Psychologismus nicht das Chaos predigen will. Enthemmung bedeutet nicht rücksichtslose Triebbefriedigung, sondern das Gewinnen der Unbefangenheit der Triebwelt. Aber in der menschlichen Wirklichkeit wird daraus doch die Entfesselung der Triebe, besonders wenn mit der Freudschen Psychoanalyse als Urtrieb der Geschlechtstrieb angenommen wird.

Dennoch bringt der Psychologismus nicht das Ende aller Ethik. Es bleibt auch für ihn Gesetz, daß die Freiheit eines jeden durch die Freiheit der anderen beschränkt ist.

Wie verhält sich all das zur christlichen Wahrheit? Der christliche Glaube bejaht die Schöpfungswirklichkeit. Daher wäre es falsch, wenn der Christ die Tiefenpsychologie ignorieren wollte. Aber der Psychologismus hält das tiefenpsychologische Bruchstück für das Ganze, und damit verschuldet er einen schrecklichen Irrtum über die Menschlichkeit des Menschen. Den Blick auf das Ganze des Menschen hingegen öffnet der christliche Glaube.

Der Progressismus

Von den Ideologien, welche die Umwelt des Menschen betreffen, wählen wir zunächst als Beispiel den Progressismus aus.

Der Fortschritt ist im Ursprung eine Wahrheit der christlichen Offenbarung. Erst seit geoffenbart ist, daß die Geschichte auf die zweite Ankunft Christi zuläuft, konnte der Gedanke gefaßt werden, daß die Menschheit die Möglichkeit und die Aufgabe ihrer eigenen Vervollkommnung hat. Allein, wie so viele christliche Ideen ist auch diese ihrem Ursprung entfremdet worden.

Der Fortschritt, meint der Progressismus, habe keine Grenzen. Damit wird die Endlichkeit des Menschen wider alle Erfahrung geleugnet. Der Progressismus sieht nicht, daß die Möglichkeiten des Menschen beschränkt sind, wenn wir auch unsere Grenzen erst im Handeln erfahren. Erkennt aber der Mensch seine Begrenztheit nicht, dann verschließt er sich der göttlichen Gnade.

Die heute von den Progressisten verhöhnte Kulturkritik hat uns gewarnt. Ein Fortschritt, der nur noch technisch und nicht einmal moralisch wäre, geschweige denn religiös, würde uns in eine völlig mechanisierte Welt versetzen; er würde uns den Zugang zur Gottesschöpfung durch eine gigantische Maschinerie verbauen, die natürlichen Grundlagen unseres Lebens zerstören und uns schließlich von den Robotern, die wir konstruiert haben, völlig existenzabhängig machen. Das Ende wäre die Entmenschlichung des Menschen.

Was hätte der Mensch dabei gewonnen? Er könnte nicht gedeihen in einer Welt, in der die Mittel zu Zwecken geworden sind. Unser christlicher Glaube allein gibt dem Fortschritt das rechte Ziel. Wir haben das Wort Gottes: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und macht sie euch untertan.“ In diesem Befehl des Schöpfers ist der Fortschritt der Naturbeherrschung in der Zeit enthalten.

Der Soziologismus

Dem Progressismus verwandt ist der Soziologismus. Auch der Christ muß erkennen, daß die gesellschaftlichen Ver-

hältnisse die Existenz des Menschen mitformen. Es gibt den Menschen nie „an sich“; es gibt ihn immer nur in einer bestimmten sozialen Umwelt. Eine richtige Ordnung der Gesellschaft ist Daseinshilfe für den Menschen. Der Soziologismus entstellt diese Wahrheiten, indem er sie zu einer Weltanschauung aufbläht. Sein Leitgedanke ist, daß man durch eine fortschreitende Verbesserung der sozialen Umwelt des Menschen auch den Menschen selbst vervollkommen und das größte Glück der größten Zahl bewerkstelligen könne. Aber es unterscheidet den Soziologismus vom Progressismus, daß er einen Zustand der Vollkommenheit aller gesellschaftlichen Einrichtungen annimmt, der, einmal erreicht, nicht mehr überschritten werden kann, weil nichts mehr zu verbessern ist. Haben wir einmal die perfekte Gesellschaft und den perfekten Staat, dann haben wir — so meint der Soziologismus — auch den perfekten Menschen.

Aber indem der Soziologismus zur Aktivität für diese Reform auffordert, begibt er sich in denselben Widerspruch wie der Progressismus: denn zugleich behauptet er ja, daß die Menschen in ihrem gegenwärtigen Dasein das Produkt der sozialen Umstände seien. Wie für den Psychologismus der Mensch Triebchicksal ist, so für den Soziologismus Sozialschicksal.

Wie die Religion, so hält der Soziologismus auch die Sittlichkeit für ein Erzeugnis der sozialen Umstände. Wer die Menschen bessern will, muß die Gesellschaftsordnung reformieren; denn sie verhalten sich immer so, wie es ihr entspricht; sie können gar nicht anders, sie sind, wie es heißt, „sozial determiniert“. Ethik wird also zu einer Erfahrungswissenschaft, die vornehmlich mit Statistik arbeitet. Trotzdem kann der Soziologismus, auch das ist einer seiner inneren Widersprüche, nicht ganz ohne sittliche Befehle auskommen — aber er findet in seinem beschränkten Gesichtsfeld keine anderen als Regeln der sozialen Zweckmäßigkeit: gut ist alles, was dem je geglaubten Entwurf der vollkommenen Gesellschaft nutzt, schlecht ist, was ihr schadet. Damit eben lassen sich auch die schlimmsten Verbrechen rechtfertigen — und so ist es in der Tat geschehen.

Wie antwortet der christliche Glaube auf die Erfahrung, daß das Leben nicht schrankenlos frei ist, sondern eingebettet in das sozial-kulturelle Ganze der Zeit? Er antwortet mit einem Ruf an den Menschen: daß er Person ist, daß Gott ihn so geschaffen hat, ihn so will und ihn auffordert, Person zu bleiben in aller Bedingtheit seiner sozialen Existenz.

Der Existentialismus

Ganz anderer Art als der Progressismus und Soziologismus ist der Existentialismus. Die Ideologie des Existentialismus ist keine Form der Existenzphilosophie, die für uns mit den großen Namen von Kierkegaard, Heidegger, Jaspers verknüpft ist. Aber sie hat mit ihr zu tun; denn sie hat aus dem Mißverständnis der Existenzphilosophie ein System gemacht.

Existenzphilosophie rührt an den Kern des Menschseins; sie hat eine Tendenz zu den „letzten Dingen“, christlich gesprochen; sie führt das Denken an die Grenzen menschlichen Erfahrens, weil sich dort die Transzendenz, das Sein, das „Umgreifende“ anzeigt. Aber auch eine ethische Grundregel wird sichtbar: Der Sinn der Existenz ist es, daß der Mensch aus der Selbsttäuschung zur Wahrheit des Selbstseins komme, daß er werde, was er ist, als was er entworfen ist — und dies werde durch seine verantwortete

Freiheit. Existenzphilosophie ist auch eine Philosophie der Freiheit.

In der Vulgärform der existentialistischen Ideologie verwandelt sich der unerbittliche Ernst der Existenzphilosophie in einen ordinären Pessimismus: Objektive Normen, Gesetze und Ordnungen des Lebens gebe es nicht. Alles, was der Mensch vorfinde, sei licht- und sinnlos; er sei ins Nichts gestellt; die Undurchdringlichkeit des Seins erfahre er durch den Ekel. Aber der Mensch sei frei, und das deutet der Existentialismus so, daß er absolute Freiheit habe: so erfahre er sich.

So ist es verständlich, wenn der Existentialismus in Nihilismus übergeht, er läßt die Freiheit als Verantwortung fallen und überantwortet sich dem Zu-Fall und dem Getriebenwerden.

Kann diese Ideologie eine Gefahr für den Glauben werden? Unterschätzen wir sie nicht: so absurd sie ist, sie spricht Erfahrungen an. Daß kein Verlaß ist auf staatliche und wirtschaftliche Ordnungen, daß der Mensch in Krise und Zusammenbruch zuletzt allein gelassen wird, sind solche Erfahrungen. Auch Christen sind vor der Versuchung des Existentialismus nicht bewahrt geblieben.

Unser christlicher Glaube umgreift die ganze existentielle Not des Menschen. Aber der Glaube weiß, was der Grund dieser Not ist: die Paradiessünde und der Fall der menschlichen Natur, aber er lehrt uns auch, daß die Erlösung und Verklärung schon begonnen hat, daß die Existenz geheilt ist, wenn wir die Heilung annehmen, und daß uns dann die Gefallenheit unserer Natur zur Überwindung und Bewährung gelassen ist.

Glaube — im Wohlstand erstickt ?

Der Säkularisierungsprozeß, so sagte *Neisinger*, mit dem wir uns auseinanderzusetzen haben, stellt kein neues Phänomen dar, was sein Wesen anlangt. Er ist nur neues Glied an der alten Kette, die immer wieder in den Jahrhunderten aus den zur Freiheit Berufenen Knechte der Dinge und der Zeitlichkeit zu machen versucht.

Die tröstliche Gewißheit, daß schon vor uns viele Generationen im Namen des Herrn solcher Bedrohung widerstanden haben, darf freilich nicht zu dem Fehlschluß verführen, als ob die Vergangenheit uns das komplette Rezept für die Gegenwart in die Hand drücken würde.

Die Eigenart gegenwärtiger Säkularisierungstendenzen

Die Welle des praktischen Materialismus, in der sich die westliche Welt gegenwärtig zu bewähren hat, läßt sich nicht gleichsetzen mit den Säkularisierungstendenzen, die bewußt von glaubensfeindlichen Diktaturen und den sie beherrschenden Ideologien in Szene gesetzt werden.

Der westliche Säkularismus wird weder von einer geheimen noch von einer sichtbaren Zentrale gesteuert. Als eine ihm allgemein eigentümliche Triebkraft mag man vielleicht, wenn auch nur bedingt, die Jagd nach Geld kennzeichnen.

Säkularismus und Glaubenszerfall

In welchem Umfang wurde der Glaube in Westdeutschland vom modernen Säkularismus angefressen?

Die Statistik berichtet, daß zwischen 1933 und 1945 insgesamt 600 000 Männer und Frauen die katholische Kirche verlassen haben; ein Verlust, welcher der Seelenzahl einer ganzen Diözese gleichkommt. In Mitteldeutschland sind zwischen 1955 und 1959, bei einer Katholikenzahl von

etwa 1,5 Millionen, 50 617 Katholiken aus der Kirche ausgetreten (3,3%). Unter dem Säkularisierungsprozeß in Westdeutschland waren es in der gleichen Zeit, bei einer Katholikenzahl von 24 Millionen, 11 005 Personen (0,04%).

Weitere Zahlen aus Westdeutschland ergänzen das Bild: Die Durchschnittszahl der Taufen pro 1000 Katholiken betrug 1954 15,9%; 1959 17,5. Der sonntägliche Gottesdienstbesuch der dazu Verpflichteten nahm 1959 im Vergleich zu 1954 um 2,3% ab. 1959 empfing durchschnittlich jeder Katholik 12mal im Jahr die heilige Eucharistie. Damit wurde, nach einem Absinken zwischen den Jahren, wieder der Stand von 1954 erreicht. Theologiestudierende gab es 1955 5456. 1959 waren es 323, oder ca. 6% mehr. Von je 10 000 Katholiken beteiligten sich 1953 37 an Exerzitien. 1960 waren es 44.

Die Inflation der Meinungen

Noch nie stand der Mensch so unter dem Trommelfeuer unzähliger Meinungen, Informationen, Wissensvermittlungen und Bildern wie gegenwärtig.

Am 1. Februar 1962 registrierte die Bundespost 16,412 Millionen Rundfunkgeräte und 6,263 Millionen Fernsehapparate. In beiden Teilen Deutschlands erscheinen z. Z. Tageszeitungen mit einer Tagesauflage von 20,5 Millionen Exemplaren. 6284 Zeitschriften haben eine Gesamtauflage von 151,9 Millionen.

Der katholische Zeitschriftendienst beurteilt in seiner letzten Ausgabe 23 illustrierte Blätter der Bundesrepublik mit den Prädikaten „bedenklich, abzuraten, abzulehnen“. Allein diese Publikationen erreichen mit ihrer verkauften Auflage von 18,608 Millionen nach den üblichen Erfahrungen eine Leserschaft von mindestens 90 Millionen Menschen. Zu diesen 23 negativ beurteilten Blättern wurden die zum Teil in die Millionen gehenden Auflagenzahlen gewisser Wochenend-, Sensations- und Boulevardblätter nicht hinzugerechnet.

In den 6815 Filmtheatern der Bundesrepublik wurden 1959 noch 605 Millionen Eintrittskarten gelöst.

Die Schallplattenfirmen der Bundesrepublik erleben z. Z. eine noch nie dagewesene Konjunktur.

Die Buchproduktion der Bundesrepublik brachte 1959 16 532 Verlagsveröffentlichungen auf den Markt.

Fast 25 000 Leihbüchereien, von denen nur 3000 ihrer Berufsorganisation angehören, vermitteln an Hunderttausende eine zum Teil sehr fragwürdige Lesekost.

Diese Zahlen demonstrieren eine fast lückenlose Beschlagnehmung des Denkens, Hörens und Sehens. Sie repräsentieren eine lautlose Machtergreifung. Die Massenmedien müssen uns deutsche Katholiken endlich zur entschlossenen Tat wecken.

Die katholische Presse

Jeder Katholik trägt mit an der Verantwortung dafür, daß die katholische Presse befähigt wird, ihre Aufgabe in dieser Zeit zu erfüllen. Es muß das Mögliche getan werden, daß unsere Presse zeitnaher werde in Wort, Bild, Sprache, Umbruch und Drucktechnik. Wir müssen den Konkurrenzkampf im eigenen Haus beenden und die Aufgaben unter Konzentrierung aller Kräfte verteilen. Abonnementsgelder sollten nicht für andere Zwecke eingesetzt werden, solange unsere Publikationen noch immer unter lähmender Sparsamkeit in Redaktion und Technik leiden.

Erst wenn unsere Presse wirklich einen Meinungsfaktor

darstellt, kann wirksam angetreten werden gegen die Verwirrung der Begriffe, gegen die Erotisierung der Öffentlichkeit, gegen halbe Wahrheiten und ganze Lügen.

Wir wissen um die hervorragende Arbeit jener Einrichtungen, die sich mit den Massenmedien auseinandersetzen. Es seien genannt:

die Arbeitsstelle für Zeitschriftenberatung, die unter anderem in ihrem Zeitschriftendienst vierteljährlich eine klare Beurteilung der Illustriertenpresse veröffentlicht; die Kirchliche Hauptstelle für Bild- und Filmarbeit, deren „Filmdienst“ zu einem Begriff geworden ist; das Katholische Rundfunkinstitut in Köln, dessen Programmvorschau zum Fernsehen eine wertvolle Handreichung geworden ist; die kirchliche Hauptstelle für die katholische Rundfunk- und Fernseharbeit in Deutschland; der Verein vom hl. Karl Borromäus und der St.-Michaels-Bund.

Diese Einrichtungen haben sich wahrlich bewährt. Wir dürfen sie nicht allein lassen. Sie brauchen Resonanz. Hinter ihren Bemühungen sollten alle Christen stehen. Man darf sich nicht damit begnügen, über das Verhängnis der Massenmedien zu räsonieren, sondern muß ihrem Sog zum Unglauben widerstehen und sie in den Griff bekommen für die Sache des Glaubens.

Es muß gelingen, mehr katholische junge Menschen für die große Berufsaufgabe in Funk, Fernsehen, Presse, Film und anderen Bereichen der neuen Kommunikationsmittel zu interessieren, sie zu fördern und hinzuzuführen.

Gerechtigkeit und Maß im städtischen Lebensstil

Die Mehrzahl der Katholiken Westdeutschlands ist auf dem Land beheimatet. In Gemeinden bis zu 2000 Personen betrug der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung 67,5%. In Gemeinden bis zu 5000 Personen 49,3%. In Städten bis zu 10 000 Einwohnern 39,5% und in Großstädten über 100 000 37,2%. Die Beteiligung am kirchlichen Leben steht ebenfalls in Proportion zur Höhe der Einwohnerzahl. Das heißt, je kleiner die Gemeinde, desto erfreulicher die Durchschnittszahlen, je größer, desto unbefriedigender.

Wozu mahnen diese Zahlen? Vielleicht zu einem „zurück aufs Land“? Vielleicht zu einem Bannfluch auf die städtische Lebensweise? Das hieße einer Illusion nachlaufen. Denn es wird nicht mehr lange dauern, und die Lebensweise der kleinen Gemeinden wird nicht mehr wesentlich anders sein als die der Städte.

Wir sollten keine Zeit verlieren an einen langen Abschied von liebgewordenen Vorstellungen. Es könnte sonst geschehen, daß, während wir das Verschwinden der letzten Trachten beweinen, Unzählige noch dazu ihren Glauben in den Schrank hängen.

Wie sieht lebendiger Glaube aus im 20. Jahrhundert?

Am Donnerstagnachmittag sprachen über das Thema: „Wie sieht lebendiger Glaube aus im 20. Jahrhundert?“ Franz zu Löwenstein SJ, Hof (Glaube ist befreiende Wahrheit), Prof. Paul Koesler, Braunschweig (Glaube ist lebensgestaltende Kraft), Prof. Franz Beckermann, Hamburg, August Fellhölder, Oesede, Maria Liepelt, Rhöndorf (Glaube ist mutiges Zeugnis).

Glaube ist befreiende Wahrheit

Den modernen Christen, sagte P. zu Löwenstein, bedrängt nichts so sehr wie das Empfinden von der Kraftlosigkeit

seines Glaubens in unserer Zeit. Wohl füllen sich die Kirchen mit Menschen, wohl hat das Christentum eine geachtete Stellung in Staat und Gesellschaft — aber es formt nicht mehr.

Ist es die große Zahl der Ungläubigen, die die Formkraft des Christentums so schwächt? Ist es ihr machtvoller Einfluß, den sie sich überall zu verschaffen verstanden?

Nein! Es ist vielmehr der Unglaube der Gläubigen!

Wer den Glauben des modernen Christen beobachtet, wird auf zwei Haltungen stoßen: Es gibt Gläubige, denen der Glaubensinhalt eine Halb-Wirklichkeit bleibt; es gibt Gläubige, die zwar keine Glaubenszweifel kennen, die aber auch nicht wissen, was glauben heißt.

Wir deutschen Katholiken haben zum Teil noch ein wirklich gläubiges Elternhaus, auch eine gläubige Heimat gehabt. Aber dann kommt die Schule, das Gymnasium, die Universität. Sie haben uns ganz anderes gesagt.

Wie wirkt sich dieser Zwiespalt zwischen Kinderglauben und Bildungsgang in den entscheidenden Jahren des Reifens aus?

Die einen werfen ihren Glauben ab. Sie treten zwar nur selten aus der Kirche aus, aber in ihrem Leben gibt es die Gotteswelt nicht mehr. Die anderen könnten sich nie vom Glauben ihrer Kindheit trennen. Dazu haben sie ihn zu echt erlebt.

Viele gehen einen anderen Weg. Sie setzen sich mit den Lehren ihrer Meister niemals kritisch auseinander. Ihnen sind die Überzeugungen ihrer Umgebung einfach die reale Welt.

So ist die Glaubenswelt vielen zu einer Halb-Wirklichkeit geworden, von der keine Wirkung mehr ausgeht.

Es gibt übrigens noch eine andere solche billige Lösung der Halbgläubigkeit, die ich nur kurz erwähnen möchte: Man macht Abstriche am eigenen Glauben, um sich so leichter mit der Umgebung zu verständigen. Man nennt sich zwar katholisch, hält sich aber fern von so extremen Wahrheiten wie der Unfehlbarkeit des Papstes oder der Unbefleckten Empfängnis.

Soll die katholische Kirche Deutschlands wieder gestaltende Kraft erlangen, so muß die kompromißlose Klarheit im Glauben wiedergewonnen werden.

Wir deutschen Katholiken, Akademiker, aber ebenso Arbeiter und Bauern, müssen wieder zu einem Glauben zurück, dem die Wirklichkeit Gottes, Christi und seiner Kirche, dem das äußerste Stück katholischer Lehre grani-tene Fakten sind, auf denen wir stehen und bauen!

Aufgaben der Glaubensbildung

Die wenigsten Menschen wissen, daß ihre Glaubenshaltung verlogen ist. Ungezählte meinen, das bloße Festhalten an den religiösen Traditionen von Familie und Heimat genüge. Da müssen alle Wege der Verkündigung den einzelnen Christen aufrufen zu jener Ehrlichkeit und Strenge, die die Vermengung von Glauben und Unglauben, von christlichem und antichristlichem Denken nicht zulassen.

Der Kampf um Bestand und Qualität der katholischen Schule darf uns darum nicht zuviel kosten. Ein geschlossenes katholisches Bildungswesen werden wir in Deutschland wohl nie erreichen. Um so sorgsamer müssen wir die uns gegebenen Möglichkeiten nützen. Der Religionsunterricht auf Volksschule und höherer Schule muß, fern von aller Viel-Lernerei, die entscheidenden Fundamente eines Überzeugungsglaubens tief und kräftig aufmauern.

Glaube ist Gnade, die grundlegende Gnade im Leben des einzelnen und im Leben des Volkes. Glaube ist die er-

schütternde und entscheidende Begegnung des Menschen mit Gott. Nur so kann der Glaube tragend und formend sein.

Es gibt Gläubige, die zwar keine Glaubenszweifel kennen, aber auch nicht wissen, was glauben heißt.

Was verstehen diese Menschen unter „glauben“? Ist es Festhalten an Gottes Wahrheit oder nur Festhalten an der Tradition ihrer Familie und ihrer Heimat? Kommt jene Freiheit vom Glaubenszweifel daher, daß sie sich der Offenbarung unerschütterlich anvertraut haben, oder nur daher, daß man nichts einzuwenden hat gegen das schöne Brauchtum seiner Jugend? Oft ist die Freiheit von Glaubenszweifeln nur ein Symptom dafür, daß man nie gewußt hat, was glauben heißt, daß man wohl nichts gegen Glaubenswahrheiten hat, aber auch nie wirklich geglaubt hat.

Was ist für den notwendig, der sich in Gebet und Tat um die echte Glaubenshaltung bemühen will?

Wer unechte oder arg oberflächliche Gläubigkeit von sich abgeschüttelt hat, mag zunächst hilf- und ratlos stehen. Wie ein Konvertit muß er vielleicht in mühsamer Arbeit zunächst die Grundlagen seines Glaubens neu sichern, ein reifes Wissen um das Wesen des Christentums, um das Dasein Gottes, um die sichere Geschichtlichkeit Christi erwerben. Und erst hier, wenn er durch das Medium der Geschichte Christus Aug in Aug gegenüber war, so wie Menschen in Galiläa und Judäa es einst waren, vollzieht sich die echte Entscheidung.

Es ist ein aufregender Augenblick für den Priester, wenn der lange Aufstieg durch die wissenschaftlichen Beweisführungen abgeschlossen ist: Kommt es nun zu der wirklichen Begegnung mit Christus? Wird der andere ausbrechen oder sich in seinen Bedenklichkeiten verheddern? An dieser Stelle weiß man, daß Glauben Gnade ist und es jetzt Zeit wird zu inständigem Beten. Da steht man dann angsterfüllt und bittet, der andere möchte die Geduld nicht verlieren und in Demut anklopfen, bis die Stunde kommen wird, da der Herr auftun wird.

Die Treue zum Glauben will bis ins Sterben hinein festgehalten sein. Was läßt uns Menschen so leicht zurückweichen vor dem Angesicht Gottes? Die Angst! Unser menschliches Denken zittert davor, die Füße vom Grund zu lassen und sich einfach in Gottes Geheimnis fallen zu lassen. Unsere Selbstbehauptung zittert davor, sich bedingungslos Gottes Anspruch auszuliefern. Unsere Sünde zittert vor Gottes unausweichlicher Nähe, vor seiner Gerechtigkeit, vor seiner ständig bereiten Barmherzigkeit.

Nur die Scheu vor der Lüge, die sagen will, es gibt Gott nicht, obgleich wir ihn hundertmal gesehen haben, kann diese Angst am Ausbrechen hindern. Nur das Wissen aber, daß Gottes Nähe mütterlich gut ist und bergend und stützend, kann alle Angst endlich stillen.

Christus als den Gefährten seines Lebens finden, das gibt eine Freiheit, von der St. Paulus leidenschaftlich kündigt. Heutige Menschen leiden an nichts so sehr wie an der Einsamkeit im Trubel unseres Lebens. Nur ein Mensch, der sich geliebt weiß, kann sich in diesem Leben zurechtfinden.

Wer etwas von diesem Zusammenleben des Christen mit Christus weiß, wer weiß, daß es solches wirklich und vielfältig gibt, der ist auch hinüber über die heimlichste Angst unserer Zeit vor dem Gewitter, das sich schicksalhaft aus Haß und technischem Wahn über unserer Welt zusammenbraut. Es gibt viele Menschen, die die heimliche Angst vor Katastrophen der Zukunft, bis hinein in ihre Nächte,

nicht aus ihren Klauen läßt. Wir Christen glauben an den, der den Tod überwunden hat, der den Kerker des Schicksals für immer aufgebrochen hat.

Glaube als lebensgestaltende Kraft

Wir wissen vieles aus vielen Gebieten, so begann Prof. *Koeßler*. Warum wissen wir das alles? Es stand in Büchern, oder wir haben es gehört. Ist das nun ein wirkliches Wissen, oder halten wir diese Tatsachen nun für wahr, „glauben“ wir sie also lediglich? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir nur sehr wenig wirklich wissen. Wir können nur wissen, was wir selbst erlebt haben; sei es, daß wir dabei waren, sei es, daß wir uns sonst unmittelbare Kenntnis von einem Vorgang verschafft haben. Was wir gemeinhin und oft recht stolz als unser Wissen bezeichnen, ist meist ein Für-wahr-Halten dessen, was uns ein anderer gesagt oder geschrieben hat. Man glaubt auf Grund einer Autorität. Auf solchem Autoritätsglauben beruht unser ganzes Schul-, Fach- und Buchwissen.

Im Gegensatz zum diesseitigen Für-wahr-Halten stellt unser religiöser Glaube eine absolut bindende Verpflichtung dar. Ein religiöser Glaube, der keine Verpflichtung kennt, ist bequem, ihm fehlt aber die wirkende Kraft.

Der religiöse Glaube gestaltet das Leben jedes einzelnen von uns. Wir handeln anders, wir bauen unser Leben anders auf, als wenn wir diesen Glauben nicht hätten.

Wir können und sollen in unserem Inneren unabhängig sein von äußeren Umständen. Wir tun unsere Pflichten. Aber weil wir in all diesem Tun nicht das Letzte sehen, ist unsere Arbeit ausgeglichener und ruhiger. Wenn wir scheitern, so wissen wir, daß jedes Werk, im rechten Sinn getan, aufgehoben und aufbewahrt wird, so daß wir im letzten doch nichts vergebens tun. In unserer Zeit des Wohlstandes ist es gut, wenn wir uns daran erinnern, daß die großen gläubigen Männer und Frauen oft nicht nach außen hin erfolgreich, aber doch wahrhaft glücklich gewesen sind. Denn glücklich sein bedeutet nicht zuletzt: zufrieden sein mit dem von Gott erteilten Auftrag.

Unsere Sicherung ist unser Glaube und die Hoffnung auf seine Zusagen.

Was hat die Kraft des christlichen Glaubens zuwege gebracht? In unserer säkularisierten Umgebung werden noch weithin Regeln christlichen Ursprungs anerkannt. Die Zehn Gebote, die persönliche Freiheit des Einzelmenschen, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Regeln für Ehe und Familie: all dies sind Grundsätze, die aus dem Christentum stammen oder durch es bekräftigt worden sind. Auch der Ungläubige richtet sich weithin nach einer christlichen Ethik. Der christliche Glaube hat die Welt umgestaltet.

Wir wenden uns zwar dagegen, daß man sagt: „Religion ist Privatsache“, aber machen wir nicht alle immer wieder selbst eine Privatsache daraus? Dadurch, daß wir uns verbergen und verkriechen, daß wir dem Gespräch und dem Meinungsaustausch ausweichen? Wir sind eine Minderheit. Aber wir dürfen uns auch dessen bewußt sein, daß das, was man als Elite bezeichnet, immer eine Minderheit ist. Der Glaube soll uns stolz, nicht duckmäuserisch machen. Stolz sein im Glauben aber heißt, bekennen durch vorbildliches Tun.

Jeder Fehler, den ein Katholik macht, schwächt die Kraft des Glaubens. Wir werden beobachtet. Weil wir alle fehlerhafte Menschen sind, ist es notwendig, die gemeinsamen Kräfte zu wecken, uns gegenseitig zu stärken und zu stützen.

Glaube ist mutiges Zeugnis

Neben den großen Referaten legten verschiedene Redner in kürzeren Ansprachen von den Glaubenserfahrungen ihres persönlichen Lebens und Lebensbereiches Zeugnis ab. Professor F. *Beckermann*, Hamburg, sprach aus dem Erfahrungsbereich des forschenden Mediziners und Krankenhausdirektors ein Bekenntnis des Arztes zum Glauben aus. August *Fellhölter*, Oesede, setzte den Glauben in Beziehung zur Welt der Arbeit im Betrieb, und Dr. Maria *Liepelt*, Rhöndorf, bezeugte den Glauben aus der Sicht der Frau und Mutter.

Die Podiumsdiskussionen

Am Freitagmorgen fanden am gleichen Ort drei Podiumsdiskussionen statt. Dabei wurden die schriftlich eingebrachten Fragen beantwortet. U. a. wurden folgende Fragen gestellt:

Warum haben wir die Erkenntnisse der Naturwissenschaft nicht genügend zur Vertiefung des Glaubens genützt?

Ist das Christentum nicht auch eine Ideologie?

Wird nicht Gottes Majestät beleidigt, wenn man nur an eine durch Dogmen gesicherte Offenbarung glaubt?

Ist es nicht so, daß sich die Kirche umdreht und hinter den Davonlaufenden herläuft?

Ist die Gnade des Glaubenkönnens nicht auch abhängig von dem Vorleben des Seelsorgers?

Glauben und Dienen

In den drei Veranstaltungen des Freitagnachmittags warben Frau Dr. Berta *Konrad*, Heidelberg, und August *Vanistendael*, Brüssel, um den Dienst an der Gemeinschaft aus der Haltung des Glaubens. Msgr. Heinrich *Fischer*, Generalpräses der Kolpingfamilie, Köln, behandelte besonders den Dienst des Christen im öffentlichen Leben.

Die Liebe des Christen kann sich nicht erschöpfen im Dienst am einzelnen Menschen, etwa dem Kranken, dem Notleidenden und Hilfsbedürftigen; sie ist auch notwendig, um das Wohl der menschlichen Gemeinschaft zu erhalten. In Christus, dem neuen Adam (Röm. 5, 12 ff.), wird jede menschliche Gemeinschaft repräsentiert. Für den gläubigen Christen ist daher auch der Dienst an der menschlichen Gesellschaft eine Christusbegegnung. Es gilt, sein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Liebe dieser Gesellschaft als neue Ordnung einzuprägen. Darin erkennen wir den großen Auftrag sozialen Wirkens nach der Frohbotschaft unseres Herrn. Freilich können wir aus der Bergpredigt allein keine sozialen Fragen lösen. Christus hat es abgelehnt, direkt in die Gestaltung der irdischen Dinge einzugreifen. Was durch das Gesetz der Natur offenkundig ist, brauchte er nicht zu wiederholen. Christus beließ die Ordnung der Schöpfung, die durch die Sünde nicht in ihrem Kern zerbrochen war. Dies wird sich in der Praxis so auswirken, daß der Christ dem öffentlichen Leben nach den Normen des Naturrechts dient.

Konkrete Möglichkeiten

Nun aber gilt es, Möglichkeiten aufzuzeigen, wie wir unter unseren gegenwärtigen Verhältnissen in der Deutschen Bundesrepublik dem öffentlichen Leben dienen können. Der deutsche Katholizismus ist in einigen Bereichen unseres öffentlichen Lebens kaum wirksam. Die Gründe dafür sind vielfältig. Am Stacheldraht des Gefangen-

lagers wurde von einer in ihrer äußersten Dienstbereitschaft für Volk und Staat zynisch betrogenen Jugend das „Ohne mich“ geboren. Auch die Katholiken konnten sich dieser Anfechtung nicht erwehren. Ihre Erziehung in den Vorkriegsjahren war mehr auf Gehorsam gerichtet gewesen als auf eigene Meinung. Diese Unselbständigkeit gebar die Scheu vor Verantwortung. Es waren Männer und Frauen reiferen Alters, die das bittere Erbe antraten. Es steht uns gut an, die verstorbenen Christen dankbar zu erwähnen, die sich in der Sorge um ihr Volk verzehrten: Adam Stegerwald, Karl Arnold, Hermann Ehlers, Jakob Kaiser, Josef Gockeln, Helene Weber und andere. Daß die meisten aus katholischen Verbänden oder christlichen Organisationen kamen, möge bestätigen, daß man dort immer schon Christen für den Dienst am öffentlichen Leben herangebildet hat, ein Ziel, das auch heute von den Verbänden in erster Linie angestrebt werden muß. Niemals sollten wir Katholiken vergessen, daß die Uninteressiertheit der Nährboden der Tyrannei ist.

Ein weiterer Grund für die Zurückhaltung der Katholiken im öffentlichen Leben ist der noch nicht überwundene Heilsindividualismus. Ich wirke mein Heil nicht allein, sondern nur im Dienst an meinem Mitbruder. Es gibt eine Intimsphäre; verdächtig aber ist das Wort „privat“. Meistens enthält es der Gemeinschaft und Gesellschaft etwas von dem vor, was ihnen zukommt. Es muß uns erregen, wenn in einer Großstadt mit überwiegend katholischer Bevölkerung eine Wahlbeteiligung von unter 60% festgestellt wurde. Hier liegt ein Versagen vor, das zu einer Gewissensfrage wird.

Der politische Dienst

In den letzten Jahren wurden viele Worte gesprochen, um das Weltverständnis des Christen neu zu erhellen. Besonders das Problem der Macht ist es, woran sich die Geister entzünden. Es gibt Katholiken, die förmlich von einem Entsetzen geschüttelt werden, wenn sie von Macht hören oder Macht verspüren. In einem bedenklichen Kurzschluß setzen sie Macht gleich mit ungerechter Gewalt. Bei allen Beispielen von Mißbrauch sollte man doch nicht übersehen, daß die Macht das legitime Instrument der Verantwortlichen im öffentlichen Leben ist, mit dem auf dieser Welt gegen alle Egoismen Gerechtigkeit verwirklicht und das Gemeinwohl gesichert wird.

Wem Macht gegeben ist, die letztlich von Gott stammt und vor ihm verantwortet werden muß, der muß sie freilich treuhänderisch mit Gewissenhaftigkeit, Klugheit und Gespür für das Maß verwalten. Da in Gott die Allmacht, Weisheit und Liebe sich decken, verspüren wir seine Macht nicht als Druck, sondern als Ausfluß der Vaterliebe. Davon sollte auch der Gebrauch weltlicher Macht sein Maß nehmen. Lauterkeit des Charakters und weise Führungskunst können vieler Machtmittel entbehren und sie durch geistige Autorität ersetzen.

Gelegentlich sieht es danach aus, als ob auch aus dem Gesicht des deutschen Katholiken die Blässe des Geistes leuchtete, der sich an unverbindlichen Diskussionen weidet. Der geistige Aufbruch in unserer Kirche müßte auch in den gesellschaftlichen und öffentlichen Bereich einströmen. Ein Eucharistischer Weltkongreß mit dem Thema „Pro mundi vita — Für das Leben der Welt“ hätte nachhaltigere Impulse in den Raum der Politik, Kultur, Wirtschaft aussenden müssen, wenn unsere Kirche nach dem Worte Papst Pius' XII. Lebensprinzip der Gesellschaft sein soll. Sicherlich hat das Papst Johan-

nes XXIII. gespürt und seine Stimme in der neuen Enzyklika *Mater et magistra* erhoben.

Das öffentliche Leben braucht dienende Menschen, die eine gesunde Vitalität ausstrahlen. Sicherlich kommt Gottes Kraft in unserer menschlichen Schwachheit zur Vollendung (2 Kor. 12, 9), aber nicht in einer Schwachheit, die sich in Mutlosigkeit ausprägt. Die Nachfolge des Herrn verlangt persönlichen Einsatz bis zur heroischen Zeugenschaft, also Mut, Verzicht und Hingabe. Gerade diese Eigenschaften sind auch im Dienste am öffentlichen Leben gefordert. Schwäche gehört nicht zu den notwendigen Zeichen christlichen Wirkens. Wir empfangen die Firmung als Stärkung mit dem Gottesgeist und werden in diesem heiligen Zeichen als Soldaten Christi verpflichtet. Wir verfügen also über die Rüstung für den Kampf, nur dürfen wir sie nicht verrostet lassen. Die Firmungsgnade lebt immer wieder in uns auf, wenn wir für Christi Reich der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe eintreten und alle Kräfte anspannen. Denn es gilt zu kämpfen gegen die Mächte und Geister, die seit eh und je Verwirrung stiften und Haß säen. Die dem Dienst am öffentlichen Leben angemessenen Tugenden sind die Klugheit und die Wachsamkeit, die uns vor einem Wunschenken bewahren und uns mit der herben Wirklichkeit konfrontieren. Man kann sich gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, daß unsere bisherige Erziehung einen etwas lammfrommen und duckmäuserischen Typ produzierte. Auch dem Katholiken steht die Tüchtigkeit gut an.

Die Politik wird im Kampf ausgetragen. Es verträgt sich mit der Berufung des Christen, daß er den Einsatz wagt und in Kauf nimmt, was ihm dieser Kampf an Verkennerung und Mißverstehen einträgt. Politik verdirbt nicht den Charakter, sondern setzt ihn voraus. Die großen Vorkämpfer der Politik aus christlichen Grundsätzen, wie Kolping, Ketteler, Hitze und Windthorst, hielten nicht an sich, sondern verbanden tiefe Frömmigkeit mit ganzem, politischem Einsatz.

Wir sollten auch dafür Verständnis haben, daß dort das Gewissen strapaziert wird und die Gesetze des Kampfes gelten, zu denen die Taktik gehört. Sie ist auf kluge Berechnung des Möglichen abgestellt. Einer ihrer Grundsätze lautet, daß das Beste nicht immer auch das zeitgemäß Gute ist. Viele Politiker scheitern, weil sie sich diesen Gesetzen nicht fügen. Ihr Idealismus ehrt sie, aber er macht sie manchmal zu schlechten Dienern des öffentlichen Lebens.

Wir sollten unseren katholischen Männern und Frauen in der Politik das Maß von Vertrauen schenken, das ihnen ein Wirken mit Rückhalt ermöglicht.

Wir leben in einem Staat mit einer demokratischen Verfassung. Wir sollten gern einräumen, daß man auch als Katholik in der Demokratie gut lebt. Auch in einer Demokratie gibt es keine Perfektion. Im Rückblick dürfen wir Katholiken aber bekennen, daß es seit Generationen der beste Staat ist, den wir uns im westdeutschen Teil unseres Vaterlandes nach bitteren Erfahrungen gezimmert haben. Er ist in der Lage, seine Aufgabe als Rechtsstaat, Wohlfahrtsstaat und Kulturstaat zu erfüllen. In ihrer ganzen Struktur und in den Gesetzen, die sie sich bisher gab, bekennt sich unsere Bundesrepublik zu Solidarität, Autorität und Subsidiarität.

Anschließend behandelte Fischer einige Dienste im öffentlichen Leben, die auch von den Katholiken geleistet werden: Wahlbeteiligung, Amtsbereitschaft, den Dienst des Beamten, der Polizei, des Soldaten, des Entwicklungs-

helfers, die Tätigkeit der Parteien; er ging auch auf die Notwendigkeit politischer Koalitionen ein und schloß mit einem Hinweis auf die soziale Situation der Familie in der Bundesrepublik und die Probleme und Aufgaben, die sich aus ihr ergeben.

Die Delegiertenversammlung der katholischen Verbände

Am Donnerstagmorgen begann die Delegiertenversammlung der katholischen Verbände mit einer Pontifikalmesse, die der Bischof von Essen, Franz *Hengsbach*, zelebrierte. Die Predigt hielt der Generalvikar der Diözese Hildesheim, Adalbert *Sendker*. Anschließend versammelten sich die 500 Delegierten in der Technischen Hochschule, um über den vom Zentralkomitee vorbereiteten Entwurf zu beraten; auf Vorschlag des Vorsitzenden des Zentralkomitees wählten sie Erwin *Häussler*, Stuttgart, zum Präsidenten der Konferenz.

Das Referat Heinrich Köpplers

In einem ersten Referat umriß der Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Heinrich *Köppler*, die fast eineinhalb Jahrhunderte zurückreichende Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland, deren Impulse aus der Idee der Freiheit und aus dem sozialen Gewissen kamen. Er wies auf das Martyrium zahlreicher namhafter Katholiken in der Zeit der Kirchenverfolgung hin und nannte es eine „unfromme Lüge“, die katholischen Verbände seien 1933 „wie ein Kartenhaus unter einem Windstoß zusammengefallen“. Nach 1945 entstanden auch wieder die katholischen Verbände, freilich weitgehend gegen die öffentliche Meinung in der Kirche. Die damit verbundene vielzitierte „Krise der Verbände“ habe freilich auch ihr Gutes gehabt: „Sie hat uns schließlich gezwungen, kritisch in die eigenen Reihen zu blicken. Es braucht heute niemand mehr vom grünen Tisch her die Verbände auf ihre schwachen Stellen hinzuweisen: die Verbandsführungen wissen darüber am besten Bescheid.“

Köppler nannte schließlich als besondere Merkmale des deutschen katholischen Organisationswesens

1. die Vielfalt der Formen und Gruppierungen (der „Wegweiser durch das katholische Deutschland“ zählt 327 Organisationen);
2. die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Priestern und Laien („Nie sind bei uns die katholischen Verbände ausschließlich von Priestern geführt worden; nie haben sie aber auch Wert darauf gelegt, chemisch reine Laienorganisationen zu sein“);
3. die Nichtdeckungsgleichheit der Verbände nach Struktur und Aufgabenbereichen mit den Organisationsschemata und den Zielsetzungen der Katholischen Aktion — „eine Quelle gewisser Schwierigkeiten“.

Als zukünftige Aufgaben der Verbände nannte Köppler: den Dienst in der Kirche, d. h. die Heranbildung mündiger Laien, die bereit und fähig sind, den überforderten Priestern in der Seelsorge zu helfen; den Dienst an der Gesellschaft, d. h. Möglichkeiten und Chancen der Gruppenbildung wirklich auszuschöpfen, ja zu sagen zur pluralen Verfassung dieser Gesellschaft; den Dienst am Staat: „für die Autorität in diesem Staat einzutreten, in dem nur allzu viele glauben, über alles und jedes herziehen zu

können und sich dabei noch für Musterdemokraten zu halten. Das heißt in diesem Staat Männer und Frauen zu werben, die seine noch längst nicht völlig gesicherte demokratische Ordnung auf Biegen und Brechen zu verteidigen bereit sind.“

Anschließend sprach dann der neuernannte Leiter der katholisch-sozialwissenschaftlichen Zentralstelle in München-Gladbach, Prof. Gustav *Gundlach* SJ, über „Standort und Aufgabe der katholischen Verbände in Kirche und Gesellschaft“.

Die Rede Professor Gundlachs

Einleitend charakterisierte P. Gundlach die christlich-soziale Bewegung des 19. Jahrhunderts und einige ihrer Prototypen (Kolping, Ketteler). Ihr Blick ging nicht in erster Linie auf das Seelenheil, sondern auf die Ordnung der Gesellschaft. Ihre Bestrebungen gingen über das allgemeine Apostolat hinaus. Christlich-soziale Bewegung kann daher weder mit Caritas noch mit Laienapostolat, noch mit katholischer Aktion gleichgesetzt werden.

Die Organisationen in der Sicht der Kirche

„Fragen wir nach der Sicht der Kirche, die hier zugrunde liegt und die allen katholischen Vereinigungen zugrunde liegt, die unmittelbar auf die Ordnungsstrukturen dieser diesseitigen Welt in ihren mannigfachen Bezirken zielen und ihre Mitglieder entsprechend bilden. Diese Sicht zeigt uns die Kirche als den ‚fortlebenden Christus‘, als das ‚Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft‘ (Pius XII.).

Was ist gemeint? Es ist zunächst gemeint das nicht äußerliche, sondern innerliche *Mitsein* der von Christus gestifteten Kirche mit der menschlichen Gesellschaft im und mit dem Wandel dieser diesseitigen Welt. Es ist gemeint, daß die mitseiende Kirche aus dem Reichtum der übernatürlichen und natürlichen Erkenntnisse, den sie kraft der christlichen Heilsordnung umhegt und pflegt, hilft . . ., daß in der menschlichen Gesellschaft die Erkenntnis der ihr eigenen Ordnungsstrukturen im Ganzen und in den Einzelbereichen gewahrt und klar erhalten bleibt.

Es ist ferner gemeint, daß die dem innerlich gesellschaftlichen Menschen dauernd und im Wandel der Geschichte erwachsende Ordnungsaufgabe an der Gesellschaft . . . durch das Mitsein der Kirche, durch den Einsatz ihrer Menschen Unterstützung . . . erfährt.

Dies setzt voraus, daß die menschliche Gesellschaft im Ganzen und in ihren einzelnen Bereichen durch die Schöpfung Gottes Ordnungsstrukturen aufweist, die sich in der gesellschaftlichen Verwirklichung der absoluten Menschenswerte formend und organisierend auswirken. Denken wir an die Ordnungsinstitution der Familie, des Eigentums oder auch des Staates . . ., an das, was wir gemeinhin den Berufsstand im Sinne von Leistungsgemeinschaft nennen, und schließlich auch an die Einheit, die wir in der weltweiten Zuordnung aller staatlich geeinten Völker im Völkerbund zu sehen haben.

Gewiß liegt hier eine vom historischen Standpunkt aus arg zusammengepreßte begriffliche Vereinfachung eines bunten gesellschaftlichen Geschehens vor sowohl für die Vergangenheit wie auch für die zu erwartende Zukunft. Aber diese Vereinfachung verfälscht das hier Wesentliche nicht. Das Wesentliche liegt nämlich darin, daß durch den Eintritt der Kirche in die Geschichte und durch den Beginn ihres Mitseins mit der menschlichen Gesellschaft jene

geschaffenen Ordnungsstrukturen in ihrem grundsätzlichen Gehalt nicht angetastet sind und werden; vielmehr kann das Mitsein der Kirche nur den Sinn haben, daß sie jene Ordnungsstrukturen anerkennt und durch ihre Anerkennung stützt. Außerdem regt sie durch ihre Menschen das durchaus eigenständige Ordnungsleben der menschlichen Gesellschaft an, ohne es ersetzen oder aufsaugen zu wollen. Die Kirche ist eben weder pietistisch innerlich noch sektenhaft stur.

Indem sich also in der Kirche mannigfache Vereinigungen bilden, die . . . die Erkenntnis in der diesseitigen Gesellschaft von ihren gottgeschaffenen Ordnungen pflegen und zu der entsprechenden *Ordnungsaufgabe* anregen wollen, erweisen sich solche Vereinigungen als Träger dessen, was Kirche als ‚fortlebender Christus‘ oder Kirche als ‚Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft‘ ist.

Für gewöhnlich und meist werden solche Vereinigungen aus Gliedern der Kirche bestehen, die Laien sind und zuständig sind, weil sie diesem oder jenem Lebensbereich der menschlichen Gesellschaft beruflich oder örtlich dauernd angehören. Die Hierarchie aber wird ihren Beitrag geben, indem sie das ihr allein gehörige Lehr-, Priester- und Hirtenamt ausübt. Sie wird nur bei außerordentlichen Notständen für das Eigenleben der Kirche oder bei dauerndem Versagen . . . durch formelle Sendung von Gläubigen dem helfenden Dienst der Kirche an den Ordnungsstrukturen der Gesellschaft . . . Ausdruck und Verwirklichung zu geben suchen . . .

Die dogmatische Begründung

Gehen wir nun über zur dogmatischen Begründung der hier entwickelten Zuordnungen. Die Kirche als gesellschaftliche Verkörperung des durch Christus ermöglichten Lebens der Gnade ist in dieser ihrer Eigenschaft helfend auch für die gesellschaftliche Natur des Menschen, für seine hierhin gehörigen Erkenntnis- und Ordnungstätigkeiten. Ohne diese Hilfe Gottes wird die Menschheit auch in den Fragen der grundsätzlichen gesellschaftlichen Ordnung und ihrer Verwirklichung auf die Dauer und in nötiger Klarheit nicht den richtigen Weg durch den Wandel der Zeiten und ihrer Verhältnisse gehen können. Andererseits sind wir belehrt, daß dem Menschen auch unter den Folgen der Erbsünde die Möglichkeit der Ordnungserkenntnis und des Ordnungswillens verblieben ist. Mithin gehen prinzipiell die natürlichen Ordnungsstrukturen der geschaffenen Gesellschaft positiv in das christliche Ordnungsbild vom Menschen und seiner Gesellschaft ein.

Man kann allerdings die Frage stellen, ob nicht das jenseitige absolute Endziel des Menschen gemäß der christlichen Heilsordnung nicht von solcher Wucht und Ausschließlichkeit sei, daß demgegenüber das Gewicht diesseitiger Ordnungsstrukturen völlig ausfällt. Man wird hier aber nicht verzichten können, auf die Beziehung der Kirche und auch der geschaffenen Welt zur Inkarnation, zur Menschwerdung Gottes in Christus zu verweisen. Schöpfungsordnung und Erlösungsordnung sind Auswirkungen der Macht Gottes, die nach außen hin im menschgewordenen Gott, in Christus, ihren Höhepunkt und Richtpunkt findet. Christus aber ist in einer unfaßbaren Einheit wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich. In ihm ist durch die Aufnahme einer menschlichen Natur in die Einheit mit Gott auch das echt Menschliche in einer unerhörten Weise bestätigt worden und für uns Norm . . .

Dogmatisch können wir also in dem in der Kirche ‚fort-

lebenden Christus‘, in der Kirche als dem ‚Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft‘ die für uns hier wichtige Aufgabe der Kirche, für die Ordnungsstrukturen der Gesellschaft Hilfe zu leisten, begründet sehen. Ebenso sehen wir dort begründet, wenn wir die hier angesprochenen Vereinigungen der Gläubigen als hauptsächliche Träger jener helfenden Aufgabe der Kirche betrachten.

Freilich ist damit mitgegeben, daß der Kirche in dieser Betrachtungsweise zwar sicherlich keine Zweckausrichtung, aber doch eine positive, assistierende Ausrichtung auf den heute so oft berufenen Humanismus im Sinne der Wertfülle des Menschseins, des Menschlichen schlechthin zugesprochen wird . . .

Das wahre „Humanum“

Wenn wir an jener assistierenden Ausrichtung der Kirche auf das ‚Humanum‘ hin unbedingt festhalten“, fuhr P. Gundlach fort, so „halten wir dies sogar für sehr aktuell. Freilich, ohne Ausgang vom personalen Kern des menschlichen Geistwesens ist das ‚Humanum‘ nicht faßbar, dem die Ordnungsstrukturen der menschlichen Gesellschaft in allen ihren Lebensbereichen jeweils ‚Einheit in der Mannigfaltigkeit, in der Vielheit‘, innere und äußere gesellschaftliche Ausprägung geben sollen. Denn diese gesellschaftliche Ausprägung zur ‚Einheit in der Vielheit‘ wird ebenso das ‚Zueinander‘ wie das ‚Gegenüber‘ der Vielen oder Mehreren einschließen und sichern müssen, um echt und menschlich zu bleiben.

Gerade deshalb, um nämlich diesem gleichzeitigen ‚Zueinander‘ und ‚Gegenüber‘ in der menschlichen Gesellschaftlichkeit einen Ausgangspunkt zu geben, ist es notwendig, sie auf das ‚Humanum‘ im *personalen* Kern des menschlichen Geistwesens zurückzuführen. Wer nämlich den Menschen pantheistisch als Mensch aufhebt und mit dem Göttlichen identifiziert, zerstört das Fundament eines echten ‚Gegenüber‘ der Mehreren in der menschlichen Gesellschaftlichkeit. Wer den Menschen nur ein Glied in der Ganzheit eines Werdens sein läßt, sei es der ‚reinen‘, sei es der ‚technischen‘ Idee, wer ihn ferner nur Rollenspieler in dem irgendwie aufgefaßten Thema der Geschichte sein läßt, nimmt wiederum der menschlichen Gesellschaftlichkeit das echte ‚Gegenüber‘ der Mehreren.

Es ist aber dann ebenso klar, daß bei allen diesen Vorstellungen auch das ‚Zueinander‘ menschlich unecht wird, nämlich *kollektivistisch* ein der Abgrenzung entbehrendes Ineinandergewobensein und Verschwimmen oder ein institutionelles Zusammengeordnetsein unter dem Druck eines Technokratismus von höchster organisatorischer und kalkulatorischer Perfektion. Menschlich unecht kann aber das ‚Zueinander‘ auch auf *individualistischem* Wege werden, wenn es veräußerlicht wird zum Ergebnis des kontraktuellen Willens der Menschen, insofern sie aus irgendeiner Logik der Sachen ein Optimum des Wohls, ein Minimum des Lebensrisikos für die größtmögliche Zahl herausholen wollen.

Daß das ‚Humanum‘ so oder so leidet, bestätigt die Erfahrung der jüngeren Vergangenheit und auch der Gegenwart, auf die wir ja deutlich genug anspielten. Der tiefere Grund ist das Unvermögen, diesem Humanum die echte Ordnungsstruktur zu geben und zu erhalten, die sich jeweils aus dem gleichzeitigen ‚Zueinander‘ und ‚Gegenüber‘ in der Einheit menschlicher Gesellschaftlichkeit wesensnotwendig ergibt. Diese Krankheit des Humanum heute zieht den helfenden Dienst der Kirche auf sich . . .

Warum aber ist gerade die Kirche zu diesem helfenden Dienst gerufen? Weil das ‚Humanum‘, irgendwie nur in der Anthropozentrik verbleibend oder nicht verbleibend, sie irgendwie völlig aufgebend, für seine echte gesellschaftliche Ordnungsstruktur im gleichzeitigen ‚Zueinander‘ und ‚Gegenüber‘ der Mehreren nicht mehr offen ist. Es ist nur offen, wenn die Anthropozentrik menschlicher Gesellschaftlichkeit in der Theozentrik begründet ist . . .

Deshalb müssen wir den Ansatzpunkt für das ‚Humanum‘ im personalen Kern des menschlichen Geistwesens feststellen. Hier ist die Offenheit, die Potentialität, die Dynamik begründet, die das ‚Humanum‘ absolut setzt und hineinstellt in die Dimension des Geistes schlechthin; sie stellt ihn nämlich, den geschaffenen Geist, in die Dimension der unendlichen Totalität und Einheit des Seins und des Wertes, die der personale Geist Gottes *ist* und sie im menschlichen Geist als seinem inneren Bilde intentional ausprägt.

Diese dem personalen Geist, also auch dem menschlichen eigene Dimension der Einheit prägt das ‚Humanum‘ zu einer personalen Selbstzugehörigkeit aus, die im Einzelnen im Verhältnis zu den Mehreren ein dauerndes ‚Gegenüber‘ begründet. Und dieselbe Dimension der Einheit prägt das ‚Humanum‘, das sich in weltweiter Zerstreuung findet, zu einer inneren Zuordnung der Einzelnen aus, die ein dauerndes ‚Zueinander‘ begründet. Und dies ist der Grund, weshalb die *gesellschaftliche* Ausformung des ‚Humanum‘ . . . eine Ordnungsstruktur hat und haben muß, die die Gleichzeitigkeit von ‚Zueinander‘ und ‚Gegenüber‘ aufweist, Einheit in Freiheit und Bindung ist. Aber dies alles ist daran geknüpft, daß die Anthropozentrik menschlicher Gesellschaftlichkeit in der Theozentrik begründet ist . . .“

Die Notwendigkeit katholischer Verbände

Das „Humanum“ ist heute krank — P. Gundlach belegte das eindrücklich an mehreren Beispielen —, daher können die Kirche und die Menschen in ihr dieser Frage nicht ausweichen, „indem sie in die rein betende oder rein missionarische Kirche flüchten“.

In erster Linie ist wichtig, daß die Aufgabe der Kirche, den helfenden Dienst an dem „Humanum“ zu leisten, wieder ins helle Bewußtsein aller Glieder der Kirche gerückt wird. „Die Einwirkung auf die Ordnungsstrukturen des gesellschaftlichen Lebens, die Klärung um die hier in Frage kommenden, doch schließlich von Gott stammenden objektiven Menschenswerte, die echte Freiheit des Menschen . . ., die wahre Verbundenheit in Toleranz der vom echten ‚Humanum‘ getragenen Menschen sind wahrhaftig Anliegen, die in Angriff genommen werden müssen und die durch ein noch so gut ausgeführtes und zweifellos ebenfalls nötiges Apostolat der Selbstheiligung und des Beispiels im engsten und engeren Lebensraum des Menschen nicht ersetzt werden können . . .

Man spricht auch heute viel von der Organisationsmüdigkeit. Sie ist zweifellos da, durch die Form unseres heutigen Erwerbslebens sicherlich gefördert, aber auch durch eine seelische Verdrossenheit des Menschen an dem, was überhaupt mit ihm institutionell geschieht, gefördert . . . Es wird einer regen Einflußnahme durch die Kanzel, durch die katholische Zeitung, durch sonstige katholische Mittel der Werbung bedürfen, um die trägen Geister zu wecken. Aber wir sind der Auffassung, daß große Ideen auch heute noch zünden, daß sie deshalb nicht spürbar

zünden, weil sie nicht vorgebracht werden und das Katholische in recht nebensächlichen und sicher nicht entscheidenden Dingen an den Menschen von heute hergebracht wird . . .

Wir glauben auch, daß die intellektuelle und moralische Situation der katholischen Menschen in Deutschland es erlaubt, die entsprechenden katholischen Vereinigungen als Hauptträger des Gedankens der Kirche als des ‚Lebensprinzips der menschlichen Gesellschaft‘ arbeiten zu lassen . . . Man muß . . . dem Laientum jenes Vertrauen weiterhin schenken, das man ihm am Anfang der christlich-sozialen Bewegung schenkte . . .“

Abschließend behandelte P. Gundlach den helfenden Dienst katholischer Vereinigungen gegenüber der staatlichen Gemeinschaft. Dabei müsse bedacht werden, daß dieser Dienst jeweils in adäquater Weise geschehe und ob mit der im katholischen Sinne vertretbaren Unabhängigkeit. Die katholischen Verbände hätten ferner dem Volk wie auch den im Markt beheimateten reinen Interessenorganisationen immer wieder klarzustellen, daß das gleichzeitige „Gegenüber“ und „Zueinander“ in der fundamentalen Ordnungsstruktur des „Humanum“ gewahrt sein muß. Im Berufsverband sieht P. Gundlach nach wie vor eine glückliche Ausformung des „Humanum“. Wenn auch der Mensch der industriellen Gesellschaft den Berufsstand nicht mehr will, so „dürfen wir doch nicht übersehen, daß das ‚Humanum‘ seinen gesellschaftlichen Ordnungsdrang ausübt und ausüben wird. Diese bedeutet letzten Endes, daß der Mensch der heutigen Gesellschaft unter allen Umständen und trotz aller Dynamik der Sachprozesse nach einem soziologischen Ort wiederum verlangt . . .“

Am Nachmittag berichtete dann Johannes *Even* über die sozialpolitische Situation in der Bundesrepublik. Nach Aussprache wurden Teil II und III der Vorlage verabschiedet.

Am Freitagmorgen wurde nach einer Gemeinschaftsmesse, die der Bischof von Fulda, Adolf *Bolte*, zelebrierte (Predigt: Robert *Grosche*), die Versammlung fortgesetzt. Über den Teil IV der Vorlage erstattete Robert *Frohn* Bericht. Nach Aussprache und Beschlußfassung fanden sich die Delegierten zu einer Feierstunde zusammen, auf der Botschafter Dr. Hans *Berger*, Kopenhagen, über „Windthorst und die Grundfrage ‚christlicher Politik‘“ und Karl Fürst *zu Löwenstein* über „Windthorst und die Deutschen Katholikentage“ sprachen.

Die Erklärung von Hannover

Die Entschließung der Delegiertenversammlung hat folgenden Wortlaut:

I

Seit mehr als einem Jahrhundert dienen katholische Verbände und Organisationen Deutschlands der Kirche, der Gesellschaft und dem Staat. Formen und Funktionen der Verbände haben sich vielfach gewandelt. Ihre Aufgaben und Möglichkeiten sind größer geworden.

Der Tradition verpflichtet und der Zukunft geöffnet, sehen die katholischen Verbände ihren Auftrag des Dienens:

1. in der Kirche, in der die Laien auf allen Gebieten seelsorgerisch und caritativ verantwortlich mitarbeiten müssen;
2. in der Gesellschaft, die zum Aufbau und zur Erhaltung der Ordnung sozialer Gerechtigkeit, aktiver Toleranz

und kultureller Freiheit unseren Beitrag in Bildung und Aktion erfordert;

3. im Staat, der um des Bestandes seiner freiheitlichen demokratischen Grundordnung willen auf die politische Bildung und den Gemeinsinn aller Staatsbürger und deren Bereitschaft angewiesen ist.

Wir bejahen die in Freiheit gewachsene Vielfalt der katholischen Verbände in Deutschland. Ebenso erstreben wir in der „Mannigfaltigkeit der Dienste“ die Einheit und Zusammenarbeit aller. Wir wollen die enge Zusammenarbeit aller Katholiken in Pfarrei und Diözese, im Zentralkomitee der deutschen Katholiken und in den internationalen Zusammenschlüssen. Die Delegierten der katholischen Verbände und Organisationen auf dem 79. Deutschen Katholikentag in Hannover rufen alle deutschen Katholiken auf, in dem großen Werk der katholischen Laienarbeit nach Kräften mitzuwirken.

II

Die katholischen Verbände bekennen sich zu den Grundsätzen der Menschenwürde, der personalen Freiheit und der Selbstbestimmung. Sie bekennen sich zur Einheit Deutschlands. Sie fühlen sich in solidarischer Verantwortung allen denen besonders verbunden, denen das Recht auf ihre Heimat vorenthalten wird.

Die Glaubensverbundenheit der Katholiken Deutschlands ist wachzuhalten. Der Aufruf des 78. Deutschen Katholikentages von Berlin, täglich den „Engel des Herrn“ mit den Fürbitten für die Freiheit der Kirche, den Frieden der Welt und die Einheit unseres Volkes zu beten, darf nicht vergessen werden.

Die katholischen Verbände wissen sich mit dem Schicksal Berlins eng verbunden. Diese Verbundenheit muß weiterhin ständig ihren sichtbaren Ausdruck finden.

Die katholischen Verbände sind sich bewußt, daß Starkmut, Beharrlichkeit und Geduld notwendig sind, um die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechts für alle Deutschen zu erreichen.

Die katholischen Verbände sehen es als eine zentrale Aufgabe der deutschen Katholiken an, in der Gestaltung der politischen Ordnung christliche Grundprinzipien zu verwirklichen. Sie sind entschlossen, das Ihre dazu beizutragen, um geistig und seelisch ein Verhältnis der Achtung und des Vertrauens zwischen den Völkern zu schaffen. Nur auf dieser Grundlage ist eine gerechte Friedensordnung in Europa und der Welt zu errichten.

III

Freiheit und Wohlfahrt unseres Volkes hängen davon ab, ob es gelingt, nach dem erreichten Wiederaufbau der Wirtschaft eine Ordnung auf der Grundlage der personalen Würde und der sozialen Gerechtigkeit im eigenen Land und mit den Völkern der Welt zu entwickeln und auszubauen.

Die katholischen Verbände bekennen sich daher zu einer Eigentumpolitik, die unbeirrt die bestehenden Maßnahmen für die breit gestreute Bildung von Eigentum auch an Produktivvermögen fortsetzt sowie Möglichkeiten der investiven Anlage von Einkommensteilen fördert und ausweitet. Solche Maßnahmen zur Förderung der Vermögensbildung dürfen jedoch ein stetiges wirtschaftliches Wachstum nicht beeinträchtigen und müssen daher auf die Erhaltung einer hinreichenden Investitionsbereitschaft und -möglichkeit der Unternehmer Rücksicht nehmen. Eine gerechte Steuerlastverteilung und energische

Schritte zur Sicherung der Geldwertstabilität sind ergänzend erforderlich. Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen müssen sich einer gesellschaftlichen Strukturpolitik einfügen, die auch einer breiten Schicht kleiner und mittlerer Selbständiger ausreichende Existenzgrundlagen bietet.

Gesunde Familien bilden die Grundlage eines gesunden Gemeinwesens. Aus ihrer gesellschaftspolitischen Bedeutung müssen die Konsequenzen für ihre ideelle und materielle Förderung gezogen werden. Es ist notwendig, die Belange der Familien in der Einkommens- und Eigentumpolitik, der Steuerpolitik, der Berufsausbildung und der Förderung des beruflichen Aufstiegs, im Wohnungsbau und im System der sozialen Sicherung eigens zu berücksichtigen. Der Schlechterstellung der Mehrkinderfamilien muß durch weiteren Ausbau des Familienlastenausgleichs begegnet werden.

Im Rahmen einer sinnvollen Raumordnung sind die Erneuerung unserer Städte und Dörfer und die Pflege der Landschaft auch gesellschaftspolitische Aufgaben, die sich mit der Sorge um Familie, Eigentum und Gesundheit verbinden. Die katholischen Verbände setzen sich entschieden ein für eine strukturelle Ordnung und bauliche Gestaltung der Gemeinden, die menschenwürdiges und verantwortliches Leben in jeder Altersstufe sichern helfen. Aus dem Leben in der städtischen oder ländlichen Gemeinde ergeben sich unterschiedliche Bedingungen, nach denen Städte und Dörfer geformt werden. In ihnen muß familiengerechtes und naturbezogenes Wohnen in den verschiedenen Wohnformen und Wohndichten gesichert, die Baulandbeschaffung erleichtert, die Eigentumbildung an Haus oder Wohnung ermöglicht, die Arbeitsstätten und Gemeinschaftseinrichtungen den Wohnungen in sinnvoll abgestufter Dichte zugeordnet werden — damit so in überschaubaren und erlebbaren Einheiten persönlichkeitsentfaltende und gemeinschaftsbildende Kräfte wirksam werden können.

In der Frage der Sonntagsarbeit und Sonntagsheiligung stellen sich die katholischen Verbände hinter die Verlautbarungen der deutschen Bischöfe.

Die Aufgaben der Zukunft können nur gemeistert werden, wenn ein hohes Berufsethos in unserem Arbeits- und Geschäftsleben erhalten bleibt. Wir rufen alle auf, sich dafür einzusetzen, daß Redlichkeit und Fleiß als Vorbedingungen des wirtschaftlichen Erfolges sowie der Erhaltung und Vermehrung des Eigentums nicht abgewertet werden. Die Verbesserung des Lebensstandards darf nicht zum Selbstzweck werden. Sie muß die Bereitschaft stärken, dienende Verantwortung für die Gemeinschaft zu tragen.

Eine Mitarbeit aus christlicher Verantwortung in den Organisationen der Sozialpartner, insbesondere in den christlichen Organisationen, ist daher nachdrücklich anzustreben.

Weit mehr Menschen, als man gemeinhin annimmt, befinden sich in leiblicher und zunehmend in seelischer Not, die oft nur durch persönliche Begegnung aufgefangen werden kann. Alle sind angesprochen, hier zu helfen. Darüber hinaus sollte jeder nach seinen Kräften auch die Gemeinschaftswerke der Caritas stützen, fördern und durch seinen Dienst wirksam erhalten. Die Kirche hat von ihrem Wesen her und durch das Gebot ihres göttlichen Stifters den Auftrag, das Zeugnis der Bruderliebe zu geben. Die katholischen Verbände wissen sich diesem Auftrag verpflichtet. Noch mehr junge Menschen mögen

sich entschließen, den Dienst am Mitmenschen zum Lebensberuf zu wählen oder sich wenigstens für eine bestimmte Zeit für einen freiwilligen sozialen Dienst zur Verfügung zu stellen. Die katholischen Verbände fordern nachdrücklich eine intensive Förderung des freiwilligen sozialen Dienstes vor allem durch Gleichbewertung mit der Berufsausbildung. Der soziale Dienst ist nicht nur eine Antwort auf akute Not, sondern integrierender Bestandteil der Jugendbildung. Insbesondere müssen Priester- und Ordensberufe von allen Verbänden gefördert werden.

Seit Jahren finden Hunderttausende europäische Arbeiter Beschäftigung, Tausende von Studenten und Praktikanten ihre Ausbildung in Deutschland. Wir fordern energische Anstrengungen des Staates, der Kommunen und der Wirtschaft, diesen Gästen unseres Volkes menschenwürdige Lebens- und Arbeitsbedingungen zu sichern. Insbesondere sollten alle Möglichkeiten ausgeschöpft werden, um die Gastarbeiter mit ihren Familien zusammenzuführen. Darüber hinaus ist jeder verpflichtet, ihnen in christlicher Haltung zu begegnen und aus dieser Gesinnung zu handeln.

Unsere Hilfe und unsere Beziehungen zu den Entwicklungsländern müssen weiter ausgebaut werden und neben der Sorge für die Hebung der sozialen und materiellen Entwicklung zu einer Begegnung der Christen mit dem Partner im asiatischen, afrikanischen und lateinamerikanischen Raum führen. Gesellschaftliche Kräfte müssen deshalb die staatlichen Maßnahmen stärker als bisher ergänzen. Aus unseren Reihen sollten sich noch mehr qualifizierte und für Führungs- und Lehraufgaben befähigte Kräfte zur Verfügung stellen, die die Bemühungen um den Aufbau einer gerechten sozialen Ordnung unterstützen.

IV

Kultur entfaltet sich in Freiheit. Freiheit bedarf der Bindung und muß auf eine sinnvolle Ordnung des Ganzen hinwirken.

Das Elternrecht — im Grundgesetz anerkannt — gibt den Eltern das Recht und die Pflicht, für ihre Kinder nach freier Gewissensentscheidung die Erziehungseinrichtungen zu wählen. Es müssen daher Erziehungseinrichtungen vorhanden sein, die diesem Recht entsprechen. Die Gestaltung dieser Einrichtungen muß sich auch nach der Eigenart der Geschlechter richten.

Auf jeder Stufe unseres Schulwesens ist die freie Schule zu gewährleisten. In materieller Hinsicht sind öffentliche und freie Schulen gleichzustellen.

Wegen der hohen Anforderungen, die das Bildungswesen heute zu erfüllen hat, halten die katholischen Verbände für notwendig:

- den Ausbau der Volksschule um ein 9. Schuljahr;
- die besondere Förderung des ländlichen Schulwesens in allen Bereichen, auch um unter Erhaltung der dörflichen Gemeinschaft den Landkindern einen besseren Übergang in weiterführende Schulen zu ermöglichen;
- einen stärkeren Ausbau des mittleren Schulwesens, in dem die persönlichkeitsbildenden Funktionen den Vorrang vor der praktischen Zielsetzung haben müssen;
- eine Verbesserung der Möglichkeiten des zweiten Bildungsweges.

Zur Erfüllung dieser Forderungen sind unter Berücksichtigung des Rechtes der Eltern Schulversuche in genügender Zahl und Breite durchzuführen.

Die hohen Anforderungen an unser Bildungswesen verlangen auch die Weiterentwicklung der Lehrerbildung. Die pädagogische Hochschule hat durch ihre lebendige Beziehung zur Erziehungswirklichkeit einen ihr eigenen Bildungsauftrag, der ihre institutionelle Eigenständigkeit begründet. Ihr Bekenntnischarakter folgt aus dem Wesen der Erziehung, die in Religion und Weltanschauung wurzelt und eine klargeprägte Erzieherpersönlichkeit aus diesen letzten Quellen verlangt. Ihr Wissenschaftscharakter ergibt sich aus ihrem Aufgabenbereich selbst, der die Pädagogik einschließlich Didaktik in Forschung und Lehre umfaßt.

Die verbandliche und außerverbandliche Jugend- und Erwachsenenbildung einschließlich des Büchereiwesens fordert für ihre Einrichtungen und Maßnahmen die gleiche Behandlung und Förderung, wie sie gleichartigen Einrichtungen und Maßnahmen anderer Träger, insbesondere des Staates und der Kommunen, zuteil werden. Eine Verständigung und ein faires Zusammenwirken aller Träger ist — um der gemeinsamen Aufgabe willen und angesichts der bildungsfeindlichen Zeitmächte — wünschenswert. Einrichtungen katholischer Jugend- und Erwachsenenbildung am Ort sollen ihre Programme aufeinander abstimmen und sich gegenseitig stützen. Die katholische Familien- und Jugendbildungsarbeit braucht um der Zukunft von Kirche und Gesellschaft willen besonderes Verständnis und tatkräftige Unterstützung.

Die Wissenschaft bedarf der Förderung durch die Gesellschaft und der Bereitschaft aller Befähigten, das Risiko eines akademischen Studiums auf sich zu nehmen. Das erfordert, daß auch die katholischen Eltern und Erzieher mehr als bisher ihren Kindern den Besuch weiterbildender Schulen anraten und ermöglichen. Um dem überaus geringen Anteil von Katholiken an Hochschullehrern abzuhelpfen, ist der akademische Nachwuchs für die Hochschul-lehrerlaufbahn unter fähigen und geeigneten Katholiken energisch zu fördern. Das Bildungsbemühen der verschiedenen weltanschaulich geschlossenen und auf freiwilliger Mitgliedschaft beruhenden studentischen Gemeinschaften sollte von der Hochschule dadurch anerkannt werden, daß sie diesen den ihnen zukommenden Platz in der akademischen Korporation einräumt. Das gilt in gleicher Weise für die Studentengemeinden. Darüber hinaus ist eine verstärkte Anerkennung und Unterstützung der Gemeinden und Gemeinschaften gerade auch von seiten der deutschen Katholiken erforderlich.

Im Rahmen der Bemühungen um eine Neugestaltung der Hochschule verdienen heute die Hochschulneugründungen, die philosophische Grundlegung der Fachdisziplinen, die Wohnheimprogramme und die Konzeption der Ausbildungsförderung besondere Aufmerksamkeit. Bei Hochschulneugründungen sind theologische Fakultäten vorzusehen. Diese dienen nicht nur dem Priesternachwuchs, sondern ermöglichen auch allen Studenten die Begegnung mit der Theologie und sind Gesprächspartner für die weltlichen Wissenschaften.

Die Pastoraltheologische Priesterkonferenz

Am Donnerstagnachmittag und Freitagnachmittag tagte im Alten Rathaus die Pastoraltheologische Priesterkonferenz. Sie stand unter der Leitung vom Weihbischof von Mainz, Josef Maria Reuß. An ihr nahmen gegen 700 Gläubige teil.

Das erste Referat hielt Karl *Rahner* SJ, Innsbruck. Sein Thema lautete: „Der Glaube des Priesters heute.“ Mit drei Vorbemerkungen grenzte Rahner zunächst sein Thema ab:

Die geschichtliche Gestalt des Glaubens

1. Der Glaube hat von seinem Wesen her eine jeweils neue geschichtliche Gestalt, und darum kann in einem sehr wesentlichen Sinn vom Glauben *heute* gesprochen werden, und nicht nur in dem Sinn, daß derselbe Glaube vom Menschen in seiner jeweiligen, aber dem Glauben rein äußerlichen Situation vollzogen werden muß. Für einen Christen ist dieser Satz eigentlich selbstverständlich. Er weiß ja von einer Geschichte der Offenbarung und also von einer solchen des Glaubens, obschon das eine Heil aller vom einen und immer selben Glauben als dem Grundverhältnis zwischen Gott und Mensch zu allen Zeiten abhängt. Der Anruf Gottes hat eine Geschichte, obwohl und weil er immer derselbe ist. Diese Geschichte des Glaubens ist nicht darum schon zu Ende, weil die Offenbarung, als in Christus eschatologische, schon abgeschlossen ist. Denn dieser Abschluß ist der ausdrücklich im Worte der Propheten und Apostel Christi geschehende Aufschluß der *absoluten* Selbstmitteilung Gottes, und nur insofern Abschluß. „Und darum ist der Glaube seit Jesus Christus nicht bloß die Vervielfältigung der gestalt- und geschichtslos selbigen Annahme dieser eschatologisch unendlichen Botschaft durch viele und immer neue, ist nicht nur begleitet von einer ihm äußerlichen geschichtlichen Reflexion auf den Glauben, Theologiegeschichte genannt, sondern er hat selbst eine Geschichte, weil die *absolute* Selbstmitteilung Gottes, als ausdrücklich zugesprochene, notwendig die höchste Entschränkung der Möglichkeit ihrer vielfältigen Aneignung durch endliche Subjekte ist, weil Hören dieser Botschaft selbst nochmals freie Gnade Gottes ist, die jedem und somit auch jeder Zeitepoche in je eigener Weise zukommt, und weil die theologische Reflexion auf das Hören der Botschaft selbst nochmals ein inneres Moment am Hören selbst ist und somit die faktische Geschichte der Theologie notwendig ein Moment und ein Reflex der faktischen Geschichte des Glaubens selbst ist.“

Gleichzeitigkeit der verschiedensten Gestalten des Glaubens

2. Diese Glaubensgeschichte verläuft nun nicht so, daß sie in allen Völkern, Kulturen und Individuen gleichzeitig in neue und gleiche Phasen eintritt. Uhrzeitlich gesehen, können vielmehr die verschiedensten Gestalten des Glaubens gleichzeitig sein, weil auch die verschiedenen Kulturen, die verschiedenen Bildungsgrade, sozialen Schichten, geistigen Bewegungen, kurz alles, wodurch als der Bedingung ihrer Möglichkeit die Glaubensgeschichte sich vollzieht, uhrzeitlich gleichzeitig sind. „Wenn wir also versuchen, etwas zur Gestalt des Glaubens heute zu sagen, dann können wir nicht erwarten, dadurch die Gestalt des Glaubens *aller* zu beschreiben, die uhrzeitlich unsere Zeitgenossen sind.“ Daher darf es auch niemanden verwundern, wenn das Folgende für viele keine Geltung und keine lebenserweckende Kraft hat. „Es kann nur erhofft werden, daß es die Glaubensgestalt, die hier in Umrissen gezeigt

werden soll, wenigstens auch gibt und daß es für doch nicht wenige Menschen von heute in unserer typisch mitteleuropäischen Daseinsituation von Bedeutung ist, diese Gestalt als ihre zu erkennen.“

Glaubensgestalt ist auch Leistung

3. „Es ist nun nicht so, daß der Gläubige guten Willens einfach deshalb, weil er glaubt, auch schon die ihm gemäße Gestalt des Glaubens besitzt. Nein, die Glaubensgestalt in ihrer Epochalität ist, obzwar Gnade, die gegeben wird, doch auch eine Leistung, die uns abverlangt wird und die wir verfehlen können.“ Der Glaube kann darum auch dort, wo er gegeben ist, seine ihm in einer bestimmten Zeit, Kultur, einem bestimmten Individuum, einer geschichtlichen Situation gemäße Form nicht oder nur teilweise oder nur unvollkommen finden. Er kann Glaube, Gettoglaube, Ressentimentglaube und kleinbürgerliche Enge sein. „Verfehlt aber der Glaube die ihm je neu abverlangte Gestalt, hat der Glaubende nicht den Mut, sich in die je neue Gestalt des Glaubens hineinwandeln zu lassen..., dann wird dieser Glaube viel *mehr* gefährdet, als wenn er sich der Gefahr dieses Gestaltwandels aussetzt, er wird in seinem Zeugnis unglaubwürdig und unwirksam.“ Es ist darum wichtig, sich der gerade uns heute abverlangten Form und Gestalt des Glaubens einigermassen bewußt zu werden.

Der brüderliche Glaube

Nach diesen Vorbemerkungen entwickelte Rahner vier Kennzeichen der Glaubensgestalt von heute. Als ersten Zug nannte er das Wort brüderlich. „Was ist damit gemeint? Brüderlich setzt eine Relation; das Wort verweist den einen auf den anderen, eben auf den, den er als Bruder sehen soll. Brüderlicher Glaube des Priesters nun soll besagen, daß der Priester im Vollzug seines eigenen Glaubens den anderen als Bruder sehen soll, daß diese Beziehung, existentiell und ausdrücklich ergriffen, zur Gestalt seines Glaubens heute gehört. Dabei ist aber der gemeinte Bruder der Laie, ja jeder Mensch von heute, auch der, der meint, nicht zu glauben, auch der, der nicht glaubt.“

Diese Bezogenheit gehört zunächst einmal zum Wesen des Glaubens selbst und vor allem auch zum Wesen des Glaubens des Priesters. Christlicher Glaube hat nämlich eine wesentliche Beziehung zur Kirche, zur „Menge der Gläubigen“, weil er wesentlich das Hören der Botschaft Gottes ist, „in der sich Gott selbst, unbeschadet des je einmaligen Rufes an den einzelnen, der Gesamtheit der geistigen Kreatur zusagt, Reich und Einheit der Gesamtmenschheit voraussetzt und schafft, sich dem einzelnen bezeugt, indem er seine Botschaft anderen und durch andere mitteilt“.

Dieser Wesenszug des Glaubens muß aber heute ein ausdrücklicher Zug an der Gestalt des Glaubens heute sein: und zwar gerichtet nicht auf den abstrakten Begriff Mensch im allgemeinen und immer, sondern auf den konkreten Bruder hier und jetzt, so wie er heute ist.

„Wir Priester sind zunächst immer in Gefahr, stillschweigend, unausdrücklich, aber so um so wirksamer, unausrottbarer und verhängnisvoller zu meinen, wir hätten einen anderen Glauben als die Laien in der Kirche. Wir werden das nie zu einer reflexiven Theorie erheben. Gewiß nicht. Aber wir sind dauernd in Gefahr, es zu leben. Und das ist heute für den wirklichen Glauben in

uns und in den Menschen der Kirche gefährlicher und unerträglicher als je. Wir sind Gottes Boten, Künder seiner Mysterien. Gewiß. Aber darüber vergessen wir sehr leicht, daß wir selber zunächst einmal Glaubende sind, wie alle anderen, Glaubende mit all der Schwere, dem Wagnis, der Finsternis, der Anfechtung, des stets neuen Erwerbemüssens, die dieses Wort Glaube umschließt. Wir betrachten oder gerieren uns unwillkürlich als die Landräte oder Verwaltungsorgane des lieben Gottes in seiner Weltregierung, wir verteidigen unwillkürlich *uns*, indem wir die Kirche und Gottes Heilswerk zu verteidigen und auszubringen meinen. Wir tun oft, als hätten wir die Pläne Gottes durchschaut und alles sei uns klar und die anderen täten gut daran, sich an die unterrichtete Kenntnis von uns Fachleuten in himmlischen Dingen zu halten. Und darum sind wir Menschen, die sich nicht wirklich in ein Gespräch mit den anderen Christen einlassen, die nicht ernsthaft davon überzeugt sind, von ihnen, ihrem Glauben und ihrer Glaubensnot lernen zu können.“ Der Priester muß aber heute einen brüderlichen Glauben haben. Glaube muß demütig sein; er wird erst echt, wenn er nicht der Glaube der Beati Possidentes ist, sondern wenn er mit den anderen glaubt, „wenn wir uns in die Reihe derer stellen, die mühsam, angefochten glauben, derer, die fragen, was sie eigentlich meinen mit dem, was die Formeln des Glaubens sagen, derer, die fragen, was diese Formeln im realen Vollzug des Daseins bedeuten, die oft geängstigt sind von dem quälenden Verdacht, das Gebäude des Glaubens sei nur noch so ein traditioneller Überbau, der eine andere Mentalität, die den Daseinsvollzug wirklich beherrscht, verdeckt, weil ‚man‘ noch nicht gern in der Öffentlichkeit zugibt, woraus man in Wahrheit lebt“. Brüderlich glauben heißt daher: den anderen nichts vormachen, nichts bezeugen als das, was man selbst lebt oder wenigstens zu leben versucht, „heißt täglich kämpfen gegen die Routine der vielen theologischen Worte, der Unzahl moralischer Rezepte, die wir gelernt haben und weitergeben, ohne sie wirklich verstanden zu haben“.

Was vom brüderlichen Glauben gilt, gilt auch denen gegenüber, die meinen, nicht zu glauben, und denen gegenüber, die wirklich nicht glauben. „Wenn der Herr uns erlöst hat, indem er die Gottverlassenheit der Welt auflit, dann muß der brüderliche Glaube des Priesters heute ein Mitausleiden der Glaubensnot der Welt von heute sein.“ Es wäre lächerlich und töricht, zu meinen, der scheinbare oder wirkliche Glaubensverlust von heute, die Glaubensnot der Gegenwart sei einfach das Ergebnis der Böswilligkeit der Menschen. „All das hat seine objektiven Gründe: der unvermeidliche und an sich positiv zu wertende Pluralismus der geistigen Kultur, die gerade nach katholischer, antifideistischer Lehre aus *vielen* Quellen, also nicht nur von der eigentlichen Offenbarung her lebt und darum heute eine vom einzelnen objektiv fast nicht mehr bewältigbare und subjektiv sicher sehr oft unschuldig unbewältigt bleibende Pluralität geistiger Erkenntnisse und Antriebe mit sich bringt; die weitgehende Befreiung des Menschen von soziologischen Bindungen hinsichtlich der letzten Wahrheitsfragen, was ebenfalls für den Glauben des Christentums letztlich ein Positivum ist, da es keinen Glauben ohne je einmalige, personale Entscheidung gibt, die durch solche geistsoziologischen Bindungen wohl öfters gefährdet als gefördert wird; die oft unbewältigte, aber an sich richtige und positiv zu wertende Steigerung der Unweltlichkeit Gottes, die mit den tief-

greifenden Wandlungen des heutigen Weltbildes gegeben ist.“ Dies und vieles andere bedeutet nach Rahner ein Klima für die Glaubensmöglichkeit, das, wenn es auch den scheinbaren Glaubensschwund von heute nicht rechtfertigt, ihn doch verständig macht und ihn wirklich sehr oft zu einer nur scheinbaren Ungläubigkeit werden läßt, „die, epochal gesehen, einfach eine Wachstumskrise dieses Glaubens der Menschheit, nicht deren Untergang bedeutet“. Das aber bedeutet für den Priester: er braucht als Priester von heute einen brüderlichen Glauben auch im Blick auf diese scheinbar nicht glaubenden Brüder. „Wie könnten wir für sie Boten des Evangeliums sein, wie das produktive Vorbild des Glaubens, wie die ihre Glaubensnot Mitausleidenden, und so in Christus die Gnade des Glaubens für sie Erbetende, wenn wir so täten, vor ihnen oder auch nur vor uns selbst, als seien wir andere als sie selbst?“

Die unbefangene Annahme der Gefährdetheit des Glaubens

Als zweiten Zug der epochalen Gestalt des Glaubens heute nannte Rahner die unbefangene Annahme seiner Gefährdetheit. Jede Zeit hat ihre eigene Aufgabe; keiner wird alles im gleichen Maß abverlangt; jede muß das Ihre tun, damit alle Zeiten zusammen vor Gott das eine, einmalige Ganze getan haben. „Es ist zwar theologisch richtig, daß der Glaube in der abstrakten Begrifflichkeit des Trienter Konzils nicht das Ganze des rettenden christlichen Daseinsvollzuges ist, aber darum kann es doch so sein, daß, wenn er vollzogen ist, das Übrige und das Ganze des Christentums sich fast wie von selbst einstellen und daß, wo dieses übrige fehlt, es ein Symptom dafür ist, daß der Glaube selbst als Grund und Wurzel des rechten Daseins vor Gott nicht mehr existentiell echt vollzogen wird.“ Und darum kann man ruhig heute sagen: „Der Glaube ist dasjenige, was *heute* die Aufgabe und das Eigentümliche des christlichen Daseins ist. Alles andere wird dann hinzugegeben. Wo es einem Menschen durch Gottes Gnade gelingt, Gott, das unsagbare Geheimnis, als in Christus und seiner Gnade unsagbar und vergebend nahegekommen zu realisieren in dem, was man Glauben nennt, sein Dasein offenzuhalten in diese unendliche Unverfügbarkeit hinein, sich willig fallen zu lassen inmitten seines zerfallenden Daseins in diese Unsagbarkeit hinein, da ist Glaube aus Gnade Christi, und wo er ist, ist das Charakteristische unserer heutigen Daseinssituation so erfüllt, daß man ruhig erwarten kann, daß alles andere, Reue, Liebe, Annahme der Vergebung der Schuld und die mehr soziologischen, kirchlichen Konkretheiten dieses Glaubens auch noch hinzugegeben werden. Ist aber so der *Glaube* das Eigentümliche der heutigen christlichen Situation und Aufgabe, dann braucht uns christlich nicht zu verwundern oder zu erschrecken, daß er heute der *gefährdete* Glaube ist.“ Diese Gefährdetheit ist aber ein Wesensmoment des wahren Glaubens, und, so diese richtig verstanden und bewältigt wird, eine Situation des Glaubens, der sich der Glaubende mutig und zuversichtlich aussetzen darf, ja soll, wenn sein Glaube die heute gemäße Gestalt erreichen soll. „Wir haben also gar keinen Grund, uns diese wesensgemäße Gefährdetheit des Glaubens zu verbergen. Und das realisierende Sichstellen gegenüber dieser Gefährdetheit ist ein hervorstechender Zug der Gestalt, die der Glaube heute haben muß.“ Dies bedeutet kein Widerspruch zur alten, erprobten Maxime, man müsse den Glauben vor überflüssiger Gefährdung durch Ausweichen vor glaubensloser Um-

gebung, glaubensfeindlicher Lektüre usw. bewahren, auch in diesem Gebiet mißtrauisch gegen sich, demütig und vorsichtig sein. Die Frage ist ja heute zunächst einfach die, „wieweit uns im Ernst eine solche Flucht noch möglich ist oder eben doch zur Bewahrung des Glaubens weitgehend eine andere Taktik geboten ist als in alten Zeiten, denen ein geistiges Klima homogener Gläubigkeit und so Glaubenssicherheit möglich war, das uns einfach nicht mehr zu Gebote steht, so daß es nur sich bitter rächende Verdrängung, nicht weise Vermeidung von Glaubensgefahren wäre, wollte man in allem und jedem so tun, wie man konkret früher getan hat“. Und dann soll ja ein Bleibendes, immer Gültiges in der alten Maxime gar nicht bestritten werden. Trotzdem gilt: „Das Sichstellen, das angstlose, mutige Eingeständnis, das Hochkommenlassen dieser Gefährdung gehört zur Gestalt des heutigen Glaubens. Das Zugeben der Gefährdetheit des Glaubens heißt hier: das nüchterne Eingeständnis, daß heute der *einzelne* Priester und Theologe als einzelner einen positiven, direkten, allseitigen und den Anforderungen aller dabei in Betracht kommenden heutigen Wissenschaften objektiv genügenden fundamentaltheologischen Erweis der Glaubwürdigkeit und Glaubenspflicht für die christliche Offenbarung für je sich allein nicht erbringen kann, als je einzelner so wenig notwendig für sich fordern muß wie die übrigen Christen, die doch glauben können, und daß darum die rationale Fundamentaltheologie, die bleibt, neben ihrer bleibenden bisherigen Aufgabe auch eine globale, indirekte Glaubensbegründung als noch längst nicht genügend und zeitgerecht geleistete Arbeit entwickeln muß, die deutlich macht, warum man rational verantwortlich glauben kann, obwohl man nicht in der Lage ist, fachmännisch je für sich selbst allein alle Probleme der Philosophie, Religionsgeschichte, Exegese, der Grenzgebiete zwischen Theologie und Naturwissenschaft usw., die objektiv in einer direkten und positiven Fundamentaltheologie zur Frage stehen, durchzuprüfen.“ Die Gefährdetheit des Glaubens zugeben heißt ferner die Gefährdetheit des *inneren* Glaubensvermögens eingestehen, „die Gefahr der Atrophie der echten Möglichkeit der Realisation der Glaubenswirklichkeit im praktischen Leben. Wie oft ersetzen wir Priester in dieser Hinsicht, ohne es uns wirklich einzugestehen, mit theologischer und pastoraler Routine echten Glauben. Wie sehr ist unser Glaube wirklich in Gefahr, genauso wie bei unseren Laien, in Wahrheit ein dünner ideologischer Überbau über einem versteckt und verhohlenen radikal profanem Dasein und Daseinsverständnis zu werden. Warum gestehen wir uns das nicht ein?“

Die eigentliche Gefährdung des Glaubens kommt für den Menschen von heute im tiefsten Grund nicht aus den partikulären intellektuellen Schwierigkeiten naturwissenschaftlicher, exegetischer, religionsgeschichtlicher Art, wie bei den Menschen der letzten vergangenen Jahrhunderte. „Nicht Glaubenssätze als einzelne aus und unter einer Menge von anderen Überzeugungen sind heute in Gefahr, sondern der Glaube überhaupt, das Glaubensvermögen, die Fähigkeit, überhaupt eine eindeutige, geschlossene, fordernde Überzeugung zu realisieren und sie Macht in einem Leben und durch ein ganzes Leben hindurch gewinnen zu lassen. Die Leere überhaupt, der tödliche Sinnschwund, die metaphysische Müdigkeit, der scheinbar unaufhaltsame innere Zerfall, die Ohnmacht des Geistes gegenüber den Mächten des Fleisches, der Ge-

walt und des Todes, die scheinbar sinnlose Grausamkeit der Geschichte, ... solches und ähnliches bedroht den Glauben heute als ganzes, einfach und schlechthin.“ Wenn wir dies aber eingestehen, wenn wir in uns selbst auch die noch immer angebotenen und auch von uns heimlich verwendeten Surrogate der Daseinsdeutung und Analgetica der Daseinsangst entlarven und unsere Brüchigkeit wirklich zugeben und der tödlich drohenden Leere des Lebens uns stellen, „dann gestehen wir uns zwar die Gefährdetheit unseres Glaubens ein, wir haben aber auch erst den Boden gewonnen, auf dem der Glaube in seiner heute nur echt möglichen Gestalt stehen kann. Denn er ist heute nur echt, wo angesichts *dieser* Situation geglaubt wird, und er ist haargenau die absolute Sinnantwort, die als solche nur zur Erscheinung kommt, wo die Sinnfrage absolut gestellt wird, wo also eben nichts schon von vornherein und auf jeden Fall klar, sinnvoll und indiskutabel ist.“

Die radikale Einfachheit des Glaubens heute

Als dritten Zug der Gestalt des Glaubens von heute nannte Rahner seine radikale Einfachheit. „Es wird hier kein Fundamentalismus, keine Aufklärungstheologie und keine modernistische Reduktion der Glaubenssätze auf ein naturalistisch interpretiertes religiöses Grundgefühl vertreten. Es ist immer der ganze, bleibende, entfaltete, in Offenbarungs- und Dogmengeschichte irreversibel gewordene christliche, katholische Glaube gemeint.“ Aber auch dann bleibt die Frage und Aufgabe einer radikalen Einfachheit und Einheit unseres Glaubens und unserer Glaubenserfahrung. Warum?

„Glaubensmut und die Fähigkeit, die Glaubenswirklichkeit existentiell zu realisieren, werden heute mehr als je davon abhängen, daß der Glaubensinhalt nicht gesehen wird als eine riesige, fast unübersehbare Summe von Sätzen, die, alle zusammen und jeder für sich, gewissermaßen nur von außen gedeckt werden durch die formale Autorität des offenbarenden Gottes und somit getragen und bedroht sind von der ebenso abstrakt und formal und unter Absehung von einer Inhaltlichkeit gestellten Frage nach der Tatsache einer göttlichen Offenbarung. Eine solche formal-abstrakte, extrinsezistische Auffassung der Offenbarung und ein solcher dogmatischer Positivismus in der Sache des Glaubens werden heute der Gefährdung des Glaubens faktisch nicht siegreich begegnen können.“ Der Mensch von heute denkt einen zu transzendentalen, zu absoluten, zu unbegreiflichen Gott, als daß es ihm einginge, daß dieser Gott gewissermaßen eine willkürliche Menge einzelner Sätze aus dem unübersehbaren Schatz seiner Kenntnisse bloß lehrhaft mitgeteilt habe, „Sätze, neben denen ebensogut und ebensoviele andere denkbar sind, die mitzuteilen ihm eben nicht gefallen hat, Sätze, die scheinbar nur als solche Lehraxiome akzeptiert werden müssen, ohne daß man recht einsieht, welche Bedeutung ihr Wissen und ihre Annahme für den Vollzug des menschlichen Daseins haben könnten“. Das alles aber bedeutet: „Der christliche Glaube wird nur dann heute echt, unbefangen und ohne gewaltsames Verdrängen von echten Fragen und legitimen heutigen Vorentscheidungen assimilierbar sein, wenn er, ohne jede Verkürzung seines Charakters als echter übernatürlicher Offenbarung des freien, geschichtlich handelnden Gottes, erscheint als die eine, schlichte, einfache, totale Antwort Gottes auf die eine, totale Frage, die der Mensch als Dasein selber stellt und ist, so daß Offenbarungsvorgang

und -inhalt und die Inhaltlichkeiten dieser Offenbarung unter sich und die Phasen des Offenbarungsvorgangs in der Geschichte in einer wahren, echten und ganz schlichten Einheit und Einfachheit erscheinen. Welch ungeheuerer Aufgabe hat die Theologie in dieser Hinsicht noch zu erfüllen!“

Eine solche, weithin noch ausstehende Vereinheitlichung und Vereinfachung der theologischen Aussagen müßte ja nicht nur eine Einheit der gegenständlichen Aussage deutlicher und radikaler als bisher vorstellen, „sie müßte gleichzeitig eine Art Mäeutik großer klarer Art bieten, wie in der religiösen Erfahrung des begnadeten Daseins diese von der geschichtlichen und amtlichen Offenbarungsverkündigung vorgestellte Wirklichkeit existentiell ‚von innen her‘ gegeben und erfahren werden kann, ganz einfach darum, weil jeder Mensch ein begnadigter ist, diese Gnade als die des Dreifaltigen Gottes absoluter Selbstmitteilung nicht einfach jenseits des faktischen, bewußten und freien Daseinsvollzuges liegt, so wenig sie immer oder an sich reflex gegenständlich erfaßt werden mag, und so wenig die einfache Reflexion des einzelnen auf sie allein diese auf die deutliche und explizite Entfaltetheit des christlichen Dogmas in der amtlichen Wortverkündigung hin objektivieren kann.“ Rahner deutete in diesem Zusammenhang „zaghaft und vorsichtig“ an: „Wenn verstanden wird, daß es im Grunde nur drei absolute Geheimnisse im Christentum gibt: Trinität, Inkarnation und vergöttlichende Gnade, wenn der innere Zusammenhang dieser drei Mysterien deutlich erfaßt würde, wenn die wesentliche Einheit besonders von Inkarnation und Gnade gesehen und es deutlich würde, daß in der ökonomischen Trinität die immanente schon eo ipso gegeben ist, weil es sich in Christus und seiner Gnade eben um die absolute Selbstmitteilung Gottes an sich handelt, wenn verstanden würde, daß der Mensch die absolute Offenheit radikaler Verfügbarkeit auf das absolute Geheimnis Gottes hin ist, wenn dabei in der Einheit der Botschaft von außen und der letzten Gnadenerfahrung von innen ergriffen würde, daß dieses absolute Geheimnis sich als absolut vergebende und liebende Nähe in radikaler Selbstmitteilung dem Menschen gibt, und nicht der Gott abweisend schweigender Ferne bleibt, obzwar er *immer* das Geheimnis ist und in solcher Selbstmitteilung sogar für uns erst eigentlich wird, wenn endlich der aposteriorischen Christologie über Jesus von Nazareth eine existenzial-metaphysisch apriorische Christologie des Gottmenschentums entgegenkäme, die aus der metaphysischen Anthropologie erwüchse, und auch verständlich machte, daß die absolute und endgültige Selbstzusage Gottes den Gottmenschen in einer vergöttlichten Menschheit schon impliziert, der absolute Heilbringer und die eschatologisch definitive Annahme solcher Selbstmitteilung Gottes durch die Menschheit notwendig den Gottmenschen des chaledonischen Dogmas bedeutet, dann wäre, so glaube ich, viel für diese Einfachheit der dogmatischen Grundkonzeption des Ganzen, des Offenbarungsinhaltes getan, auch wenn ... die eben angedeuteten Gesichtspunkte der Einheit und Reduktion des vielfältigen Dogmas in seinen Wesensursprung hier sehr abstrakt und scheinbar, aber nur scheinbar, noch schwerer verständlich formuliert sind als die gewohnten dogmatischen Aussagen.“

Dann würde dem Menschen von heute auch deutlicher, daß das Christentum nicht nur eine der vielen Weltreligionen ist, sondern deren Erfüllung. Rahner ver-

deutlichte dann diesen Gedanken auf dem Feld der Meditation und Verkündigung. Er sagte: „Wir sehen oft vor lauter Bäumen den Wald nicht, was den Glaubensinhalt angeht, und wir lernen darum die eigentlich entscheidenden Grundvollzüge des glaubenden Daseins nicht genau und nicht existentiell tief genug. Eine existentiell tiefere Verwurzelung des Glaubens im Grund des Daseins bedeutet aber notwendig auch eine vereinfachende Konzentration der Glaubensinhalte, nicht im Sinn einer Verwerfung, Ausschaltung dieser oder jener Sätze, wohl aber im Sinn einer Perspektivierung, Einordnung, existentiell wertenden Gewichtsverteilung.“

Folgendes Beispiel führte Rahner an: Es werde einem Geistlichen die Aufgabe gestellt, einem Laien, nicht einer Klosterfrau oder einem alten frommen Mütterchen, sondern einem realistischen Ingenieur, einem positivistischen Professor der exakten Naturwissenschaften, klarzumachen, „daß er, dieser Ingenieur oder Professor, schon ganz bestimmt Erfahrungen der übernatürlichen vergöttlichenden Gnade gehabt hat, daß er dies wirklich erfahren hat, immer wieder und notwendig erfährt, und diese ‚Mystik‘ zu den Selbstverständlichkeiten des christlichen Daseins gehört, denen kein Mensch einfach ausweichen kann, wenn er es auch übersieht, nicht zu deuten versteht, unbewältigt auf sich beruhen läßt. Ich möchte wetten, daß ein Großteil des Klerus vor einer solchen Aufgabe von vornherein kapituliert, und zwar im voraus zur durchaus offenzulassenden Frage, wieweit ein solcher Versuch beim genannten Ingenieur oder Professor faktisch ankommen mag. Ich möchte sogar fest wetten, daß ein Großteil des Klerus, wenn er ehrlich Farbe bekennt, sagen wird, daß er selber solche Erfahrungen nicht gemacht hat, die Welt des Glaubens also nur die lehramtlich von außen an ihn herangebrachte, nur begrifflich gedachte, hingenommene, aber unrealisierbare Wirklichkeit sei, daß also dieser Teil des Klerus mit solchem Eingeständnis beweisen würde, nicht zwar, daß er faktisch solche Erfahrung nicht gemacht habe, sondern daß er dem eigentlich gnadenhaft Religiösen im Grunde des Daseins ebenso hilflos gegenübersteht wie die Mehrzahl der Laien.“

Die Transzendentalität des Glaubens heute

Als vierten Zug der Glaubensgestalt von heute nannte Rahner die Transzendentalität im Glauben. „Immer schon“, sagte Rahner, „hat man in einem philosophischen und theologischen Theismus gewußt, daß Gott der über alles, was außer ihm ist oder gedacht werden kann, der unendlich Erhabene ist, daß keine noch so große Ähnlichkeit zwischen ihm und einer Kreatur gedacht werden kann, die nicht von einer noch größeren Unähnlichkeit *in* dieser Ähnlichkeit selbst durchkreuzt würde.“ Aber es ist nicht zu leugnen: „Diese absolute Transzendenz Gottes wird im religiösen Akt des einzelnen und in der Geschichte der Gottesvorstellungen eben doch verschieden deutlich und verschieden intensiv existentiell realisiert. Die absolute Inkommensurabilität Gottes, seine Wirklichkeit, die sich nicht als Moment und Stück in einen Weltraum des Menschen neben anderes einräumen läßt, so daß der Horizont des Menschen auch der Raum Gottes wäre, werden in der konkreten Frömmigkeit meist nur schlecht thematisch.“ Das ist nicht verwunderlich: „Eben dieser absolute Gott soll der konkrete Gott konkreten, ausdrücklichen, kategorialen Vollzugs von Reli-

gion sein. Aber er ist dies eben als *absoluter* Gott, als radikales Geheimnis, als alles gründender, nicht mehr von uns umfaßter Abgrund nur dann, wenn er im Akt der konkreten kategorialen Religion wirklich — Gott bleibt, der Unbegreifliche, Nichteinzuordnende . . .“ Daß Gott nur so Gott ist, dafür hat der Mensch von heute ein unerhört waches Empfinden. „Er ist — genaugenommen — nur atheistisch geworden hinsichtlich eines Gottes, der ein Moment, ein oberstes Teil- und Schlußstück der Welt wäre.“ Entscheidend ist folgendes: „Zu sehen, daß unsere eigene Glaubensgestalt im konkreten Vollzug des christlichen Lebens für uns und andere diesem ungeheuren säkularen, mit der Neuzeit (also im 13. Jahrhundert) beginnenden und heute noch andauernden Prozeß der Transzendentalisierung noch viel mehr, empfindlicher und deutlicher Rechnung tragen muß, als es üblicherweise geschieht, soll dieser Glaube für uns selbst und die anderen echt und ohne falsche Anstrengung vollziehbar bleiben. Wenn wir mit geschärfter Aufmerksamkeit und mit einem wirklich heute lebendigen Empfinden für die Unsagbarkeit Gottes darauf achten, *wie* wir für uns denken und für andere über Gott reden, dann kann es uns nicht wundern, wenn wir uns und anderen dabei oft ungläubwürdig vorkommen müssen.“

Die betonte Transzendentalität der Glaubensgestalt von heute bringt noch ein anderes Moment mit sich. „Wenn das Wort ‚Gott‘ nicht einzelnes Vorfindliches in der Welt und im Erfahrungsraum des Menschen meint, neben vielem anderen, nur größer und von mächtigerem Einfluß auf die übrigen Wirklichkeiten neben ihm, sondern den umgreifenden, nie umgriffenen, einweisenden, nie selbst in etwas Größeres einzuordnenden Grund und Horizont von allem, dann kommt dies daher, daß Gott unbeschadet der Möglichkeit und Notwendigkeit einer reflexen begrifflichen Vorstellung nach Art anderer Gegenstände und der dazuführenden Gottesbeweise schon immer, ohne daß damit ein Ontologismus gemeint wäre, gegeben ist als das unumfaßbare und die Begegnung des Geistes mit der Welt (und ihren Gegenständen) eröffnende und tragende Woraufhin der unbegrenzten Transzendenz des Geistes, daß also Gott nicht erst und allein in den Verstehenshorizont des Menschen wie ein bloß von außen kommender Gegenstand einrückt, der vorher einmal schlechterdings nicht gegeben gewesen wäre, sondern immer schon verborgen als unendliches, asymptotisch angezieltes, überwesentliches und gerade so alles, auch den Vollzug des Geistes bedingendes Ziel des Geistes schweigend anwesend ist im Dasein des Menschen.“ Und wie die Botschaft des Glaubens lehrt, „ist die transzendentale Anwesenheit des alles tragenden unendlichen Geheimnisses (Gott genannt) auch der Grund einer möglichen Bewegung (durch das, was wir gnadenhafte Selbstmitteilung Gottes nennen) auf die unmittelbare Schau Gottes hin, so daß Gott auch als der begnadigende, nicht ausschließlich schweigende und verborgene anwest in einer nur gewissermaßen kategorialen Selbstgabe durch die Wortoffenbarung, sondern auch in jener Gnade, die die ursprüngliche, wesenskonstituierende Transzendentalität des Menschen vom Ursprung seines geistigen Wesens her vergöttlicht, unbeschadet der Frage, ob der Mensch zu diesem übernatürlichen Existential seines Daseins in Freiheit ja oder nein sagt“. Mit dieser Transzendenz Gottes und der übernatürlich erhobenen Transzendentalität des Geistes ist aber gegeben, „daß unbeschadet der wirklichen

Notwendigkeit einer geschichtlich sich ereignenden Wortoffenbarung von außen als autoritativer und gesellschaftlicher (kirchlicher) Größe unsere Predigt sich immer schon an einen Menschen wendet, der, ob er will oder nicht, ob er ja oder nein dazu sagt, anonymer Christ ist, d. h. (nicht mehr, aber soviel will dieses Wort unbedingt sagen) ein Mensch ist, dem die vergöttlichende Gnade aus dem grundlosen, alle Menschen meinenden Heilswillen Gottes dauernd angeboten wird, eine Gnade, die . . . dasjenige in Wirklichkeit im Grunde und Ende *ist*, was die geschichtlich von außen kommende Botschaft des Christentums *sagt*“. Dieses Bewußtsein aber, „nicht eigentlich unter Menschen zu leben, die einfach in dem Sinn Heiden sind, daß sie von der Wirklichkeit christlicher Botschaft schlechterdings nichts erfahren hätten . . ., sondern es mit ‚Heiden‘ zu tun haben, die Begnadigte sind, die sich selbst noch nicht gefunden haben, dieses Bewußtsein . . . wirkt notwendig auf unseren eigenen Glauben zurück, ist ein wichtiges Moment an seiner heutigen, eben transzendenten Gestalt“. Ein solcher Glaube sieht im Ungläubigen den Bruder, der meist nur meint, ungläubig zu sein, oder glaubt, nicht glauben zu können, „dessen Gnade noch nicht zu ihrem Begriff und vielleicht auch noch nicht zu ihrer Freiheit gekommen ist, aber aus seiner Wesenstiefe uns schon entgegenkommt und mit uns mitwirkt, wenn wir mit der Botschaft des geschichtlich-amtlichen Christentums zu ihm kommen, und die auch dann noch siegreich das ewige Heil wirken kann, wenn wir mit oder ohne unsere Schuld die Botschaft so ausrichten, daß der andere daraus und darin dasselbe eine Heil nicht vernimmt, das in den Tiefen seines Wesens, die er selbst nicht reflex einholt, schon machtvoll wirksam ist“. Solcher Glaube läßt Gott größer sein als unseren Geist, unser Herz, unser Wort, unseren Glauben. „Und darum ist dieser unser Glaube zuversichtlich, gerade heute: er will ja nicht seinen Sieg, unseren, von uns genossenen Sieg, sondern den Gottes, des Gottes, der will, daß wir an seinen Sieg glauben, auch noch in unserer Schwäche und Niederlage.“

Das Referat Heinz Fleckensteins

Im zweiten Referat am Freitag sprach Heinz *Fleckenstein*, Würzburg, über „Priesterlicher Dienst am Glauben heute“.

Fleckenstein beschränkte sich bei seinem Thema ausschließlich auf die Predigt. Sein Ausgangspunkt bildete die heutige „Predigtmisere“. Er stellte die Frage: Wie kann der Klerus wieder Freude an der Predigt gewinnen? Seine Antwort lautete: durch Aufwertung der Würde der Predigt und des Verkündigungsauftrages. Dazu führte Fleckenstein aus:

Aufwertung und Hochschätzung des Verkündigungsauftrages

1. Die Homiletik bemüht sich — im Zusammenwirken mit den theologischen Grunddisziplinen der Bibelwissenschaft, Dogmatik und Moraltheologie — heute sehr intensiv um eine „Theologie der Predigt“. Dabei geht es nicht zuletzt um das dogmatische Verhältnis von Wort und Sakrament (vgl. J. Betz in: Verkündigung und Glaube, Freiburg 1958, 76—99; Haensli in: Theologie und Predigt, Würzburg 1958, 272—308). Wenn die priesterliche Aufgabe, „Ausspender der Geheimnisse Gottes“ (1 Kor. 4, 1) zu sein, wirklich *beide* Aufgaben zusammen meint, die Verwaltung der hl. Sakramente und den „Dienst am

Worte“ Gottes, da der Glaube „von beiden Tischen“ lebt, dann ist die Predigt „eine der wichtigsten Hilfen zum Heil, geistige Nahrung, Vermittlung von Gnade, Auf-erbauung der heiligen Kirche“, auch wenn sie nicht Sakra-ment ist.

2. Spezielle Aufgabe und Wirkung der Predigt ist die Entscheidung zwischen Glaube und Unglaube (vgl. F. X. Arnold, Glaubensverkündigung in der Gegenwart, in: Glaubensverkündigung und Glaubensgemeinschaft, Düsseldorf 1955, 9—33); gerade in unserer Zeit muß in der Predigt der — gegenreformatorisch bedingte — Vorrang des Glaubensinhaltes vor dem personalen Glaubensent-scheid überwunden werden. Die fides qua ist Voraus-setzung der Taufe, machtvolle übernatürliche Wirklichkeit und schafft Verbindung mit Christus, Gliedschaft an der Kirche, Begnadung und Heil des Menschen. Die katho-lische Gegenbewegung gegen die einseitige Überspitzung des Glaubensaktes durch die Reformatoren stützte sich allzu einseitig auf die Verteidigung der Sakramente und im Glaubensakt auf das „Fest-für-wahr-Halten“ der Glaubensinhalte. Von hier aus ergab sich eine entschei-dende Verkümmern der Glaubensverkündigung selbst, sofern das Belehrende überwog und das Heilstheologische sogar im Inhalt, besonders aber im Vorgang der Verkün-digung stark zurücktrat. Nur von hier aus konnte die Hauptaufgabe der kirchlichen Verkündigung in der bloßen Belehrung, ja gar der bloßen „Belehrung über kirchliche Pflichten“ gesehen werden, von wo her bis heute das — von ungefähr allen Hörern mit Mißbehagen festgestellte — Überwiegen einer vordergründigen Moral-predigt mit starker Gehorsams- bzw. Gefolgschaftsforde-rung herkommt. Dies konnte evtl. solange ohne allzu großen Schaden toleriert werden, als die Glaubensberei-tschaft weitaus der Mehrheit des treuen Kirchenvolkes fast selbstverständlich vorausgesetzt werden konnte; heute, da diese Voraussetzung weithin entfallen ist, muß die Predigt, wenn sie einigen Erfolg haben will, stark und bewußt gesehen werden als das „Werben Gottes durch seine Heilstaten in Geschichte und Gegenwart, als Heils-angebot und -vorgang mit dem primären Ziel, den Glau-bensakt instrumental, mittlerisch dienend hervorzulocken, zu ermöglichen und zu verlebendigen“.

3. Moderne ekklesiologische Besinnung und Vertiefung sieht die Verkündigung deutlicher als Auftrag des ge-weiheten und von der Kirche gesandten Herolds, mit dem Ziel der Ausrufung des Reiches Gottes und der Aufer-bauung der Kirche.

Der Predigtendienst des ordentlichen Seelsorgers in der fe-sten Ortsgemeinde baut speziell diese auf, jene Pfarr-gemeinde, deren Würde die Theologie heute stark auf-gewertet hat. Dazu wurde bekanntlich hingewiesen auf die Tatsache, daß Paulus, aber auch die Apostelgeschichte das eine Wort ecclesia sowohl für die Gesamtkirche wie für die Ortskirche verwenden. Der ordentliche Dienst am Glauben ist Grundlegung des Glaubens der Gemeinde, nicht so sehr der außerordentliche, so nützlich dieser als Starthilfe oder besondere Gewissenserschütterung sein kann. Der Glaube der Gemeinde wird genährt durch den ordentlichen Glaubensdienst in der eucharistischen Ver-sammlung der Gemeinde, gar am Sonn- und Feiertag ist sie die wichtigste Stelle, wo der kirchliche Dienst am Glauben seinen „ursprünglichen Sitz“ hat. Heute ist die Predigt beim Gemeindegottesdienst für viele tatsächlich die einzige Möglichkeit der Berührung mit dem Worte Gottes.

Die wesentlichen Voraussetzungen des Glaubensdienstes

An wesentlichen Voraussetzungen des rechten Dienstes am Glauben nannte Fleckenstein: ständigen wissenschaftlichen Umgang mit der Heiligen Schrift und der Liturgie der Kirche sowie mit den Werken und Lehren der theologi-schen Disziplinen.

In der theologischen Erneuerung und innerkirchlichen Neubesinnung ging und geht es zuerst um das „Sich-vor-Christus-Stellen“, zugleich die erste Aufgabe der Predigt und zuvor des Predigers für sein eigenes Leben; denn vor der Person des Gottmenschen fallen die Entscheidungen des Glaubens und Vertrauens oder des Nichtglaubens, nicht vor einer abstrakten Lehre (E. Tewes, 125); ent-scheidend ist der personale Vollzug unserer Verkündigung, denn die Heilstaten Gottes gipfeln auf in seinem Christus. So geht es der Predigt zuerst um den Christus des Neuen Testaments, dann den verklärten Herrn, der handelnd gegenwärtig wird in den heiligen Mysterien der Kirche, inmitten der versammelten Ortsgemeinde. Die erhoffte neue Perikopenordnung wird es der Predigt erleichtern, die Gemeinde in immer neue Begegnung mit Christus zu führen. Sodann geht es um die Verkündigung des „leben-digen Gottes“, der ständig ins Menschenleben und in die Geschichte hineinwirkt, der den Menschen in die Partner-schaft ruft, vorzüglich in der biblisch-heilsgeschichtlichen Predigt, der Verkündigung von Christus und seiner Kirche.

Von der inneren Erneuerung der Predigt und der Kennt-nis der heutigen Situation her ergeben sich als große Generalthemen einer „zeitgemäßen“ Verkündigung: Christus — Gott — Eschata (letztere jedoch nicht in der primär individualistischen Sicht der „letzten Dinge“). Darüber hinaus geht es für die studiositas und docilitas des Predigers um die Offenheit gegenüber den geistigen Strömungen der Zeit (Wissenschaft, Literatur, Kunst usw.). Gerade hier bietet eine neue Spiritualität christ-licher Weltbegegnung wie für den Hörer so auch für den Prediger entscheidende Aufgaben, Antriebe und Hilfen (vgl. A. Auer, Weltoffener Christ; die Zeitschrift „Geist und Leben“; gerade hier sollten wir für die Befruchtung von der französischen Theologie und Spiritualität her dankbar sein).

Die Gefährdung der Priesterpersönlichkeit heute

Große Gefahr bedeutet vorab für die älteren Prediger eine vorschnelle Ablehnung der wissenschaftlichen Theologie und ihrer beachtlichen Fortschritte als „Theorie“, der man vorschnell die „Praxis“ bzw. erfahrungsmäßige Deutung der Zeitaufgaben entgegensetzt. Solche Animosität war noch verständlich in der Jugendzeit der älteren Priester-generation, da die Darbietung der wissenschaftlichen Theologie kaum Hilfen für die Verkündigung bot, so daß man gerade in aufgeschlossenen Kreisen zu der Meinung kam, nur eine eigene „Verkündigungstheologie“ könne weiterhelfen. Für die jüngere Generation wurzelt ein seelsorglicher Praktizismus vor allem darin, daß das geistig-geistliche Wachstum der priesterlichen Persön-lichkeit gehemmt oder gar fast zerstört wird im immer größer werdenden Umfang der äußeren Amtsaufgaben. Somit muß heute deutlich gesagt und bewußt von jedem Seelsorgspriester überlegt werden, was früher selbstver-ständlich war und was unablässige Voraussetzung des Dienstes am Glauben ist, daß erste, oberste Seelsorgs- und Seelsorgeraufgabe die Sorge um die ruhig und stetig wachsende geistige wie geistliche Priesterpersönlichkeit

ist. Mit Sorge betrachten die Verantwortlichen eine gewisse Stagnation und geistliche Enttinnerlichung der Seelsorgspriester im furchtbaren äußeren Andrang von Aufgaben, die mit der Treue und Gewissenhaftigkeit eines guten (aber auf die Dauer auch nur eines) Funktionärs und geistlichen Managers erfüllt werden. (Bischöfliche Richtlinien zu einer „Vereinfachung der Seelsorge“ suchten und suchen den Seelsorgspriestern Mindestzeiten für die Pflege des geistigen und geistlichen Lebens, für planmäßige Leibspflege und Erholung zu retten; sie konnten sich nicht verhehlen, daß ein maßloses Sich-Hineinstürzen in äußere Tätigkeiten nicht ganz selten auch eine Form der Flucht darstellt, in der sich angefochtener Glaube, Verlust der Hoffnung auf die Wirksamkeit der übernatürlichen Heilmittel, auch Unfähigkeit zu geistigem und geistlichem Leben ausdrücken können.) Solche Enttinnerlichung des Priesterlebens muß sich besonders stark beim Dienst am Glauben auswirken: einmal unmittelbar in der Predigt, die ja nur dadurch glaubwürdig wird, daß das verkündete Wort zuvor gehörtes, als Anruf der Wahrheit und Liebe Gottes ans eigene Herz vernommenes und bejahtes sein muß; zum anderen indirekt, sofern nur der Priester, der sich mit den Geheimnissen des Glaubens und mit der Welt der Gläubigen lebendig auseinandersetzt, fähig wird zur Individualseelsorge und zum Gespräch mit den Gruppen der Kernpfarre.

Da Predigen immer bedeutet *contemplata aliis tradere*, muß ein merkbarer Schwund an meditativer Kraft und Freude — bei Jüngeren und beim Nachwuchs fast schon der meditativen Begabung — ungefähr zwangsläufig zu einer Verkümmern der Verkündigungskraft der „Diener des Wortes“ führen. „Wir alle verspüren doch, daß man das Eis moderner Gleichgültigkeit nur mit hohen Wärmegraden persönlicher Überzeugung schmelzen kann, daß heute religiöse Schablonen und Klischees eben nicht genügen. Vielmehr geht es um das personale Glaubenszeugnis des wahrhaft Überzeugten, um das personale Engagement des: Wir beschwören euch, laßt euch mit Gott versöhnen. Wir müssen uns selbst in die Verkündigung hineingeben, den eigenen Glauben glaubwürdig bekennen, unsere lebendige Überzeugung den Menschen schenken.“

Kenntnis der Hörsituation

Für die Kenntnis der jeweiligen Hörer, des modernen Menschen mit seinen Glaubensschwierigkeiten aus psychologischen wie soziologischen Gründen bietet die seelsorgliche Erfahrung mannigfache Hilfen; dazu gibt auch die Wissenschaft dem Prediger heute wertvolle Anregungen. (Fleckenstein verwies hier auf S. Grün, Die Verkündigung in der Glaubenskrise der Zeit, sowie auf die von Weihbischof J. Reuß herausgegebenen Referate der Pastoraltheologen-Tagung von 1961, die Ergebnisse der sorgfältigen Pfarrsoziographie; die Ergebnisse der Würzburger Homiletikertagung „Prediger und Hörer“ 1960 [vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 84f.]) Wie unsere gesamte Seelsorge, so muß insbesondere unsere Verkündigung geschehen aus einer mit sorgfältiger Bemühung erworbenen, ständig gemehrten und verbesserten Kenntnis der lebensmäßigen Situation des heutigen Hörers, dem ja nicht zuletzt durch die Predigt die Möglichkeit gegeben werden muß, das ihm hier angebotene Heil hörend und vertrauend zu ergreifen.

Fern von nicht ungefährlichen Experimenten mit einer faktischen „Dialogpredigt“ geht es um den inneren

Dialogcharakter der Predigt, der Hörer muß seine Situation aufgegriffen und ernst genommen verspüren. Nur so gewinnt die Predigt „Treffcharakter“ (Tewes, 126). Gerade darum muß heute auch das „Vorfeld des Glaubens“ in die Predigt einbezogen werden.

Der Glaubensdienst der Kerngruppen

Es geht sodann (vgl. V. Schurr, Glauben heute, 133f.) in einem wahrhaft missionarischen Heildienst um die Heimholung der christlichen Durchformtheit entlaufenen Welt von heute, der entchristlichten Gesellschaft. Es muß also um der Wirkkraft unserer Verkündigung willen in der gesamten Seelsorge um die dem Glauben vieler stärkende und tragende Kerngemeinschaft gehen, die das Milieu entgiftet, neue institutionelle und atmosphärische Hilfen für die Glaubenskraft des einzelnen gibt, der allein nicht zu widerstehen vermag gegenüber dem massiv weltlichen Druck seiner Umwelt. Es genügt nicht, „christliche Oasen zu pflegen“ (Schurr, 134). Ein Lebens- und Wirkraum kann nur bekehrt werden durch die in ihm weilenden aktiven Christen; so muß der aktive Glaubensdienst der Laien-Kerngruppen angestrebt werden; der Dienst am Glauben durch den Kleriker erfordert also lebendigen Kontakt mit dem Leben der Hörer; vor allem gilt es, jene 5% der „Anreger und Selbsttäter“ zu gewinnen, die den jeweiligen Lebenskreis entscheidend formen; diese zu aktiver Glaubensentscheidung und apostolischer Glaubensbezeugung zu rufen ist der eigentlich priesterliche Glaubensdienst heute. Das andere ist dann der kirchliche Glaubensdienst durch diese Laien, die zugleich die besten Partner sind für ein lebendiges Gespräch über die Aufgaben und Gestaltung der Predigt in der Gemeinde. „Solches Gespräch mit den aktiven Laien mit dem Ziel mehrerer Kenntnis der Lebenssituation des Hörers ist uns Priestern um so notwendiger, als wir zur Mehrzahl nicht aus den für die heutige Gesellschaft typischen Schichten stammen.“

In der anschließenden Diskussion, die von Karl Delahaye, Aachen, geleitet wurde, kamen auch Laien ausgiebig zu Wort.

Die Tage der Gottesdienste und Feiern

DER DONNERSTAG

Am Morgen des Donnerstags versammelten sich 7000 Gläubige auf dem Messegelände, um gemeinsam mit dem Erzbischof von München und Freising, Julius Kardinal Döpfner, das heilige Opfer zur Eröffnung des Katholikentages zu feiern. Die Predigt hielt der Weihbischof von Münster, Heinrich Tenhumberg, über „Niels Stensen“.

Der Kindergottesdienst im Eilenriedestadion

Fast zur gleichen Zeit kamen 30000 Kinder aus den Diözesen Hildesheim, Osnabrück und Fulda im Eilenriedestadion zusammen, um mit dem Bischof von Mogilew und Minsk, Boleslav Sloskans, die Motivmesse zum Heiligen Geist zu feiern.

In seiner Predigt sagte der Bischof von Hildesheim, es sei Aufgabe der Kinder, den Glauben immer besser kennen und verstehen zu lernen. Der Oberhirte, der mit ihnen das heilige Meßopfer feiere, sei schon 36 Jahre lang Bischof, er habe aber nur ein Jahr lang amtieren können.

Dann sei er verhaftet und durch 17 Gefängnisse geschleppt worden. Dieser Bischof habe für den Glauben unendlich viel gewagt und gelitten.

Während der Opferbereitung zogen die Kinder zum Altar, um dort ihre Gaben — vor allem Kultgeräte — niederzulegen, die für Kirchen der Diasporadiözesen Fulda, Osnabrück und Hildesheim bestimmt sind.

Nach dem Gottesdienst wurden drei szenische Spiele aus der Geschichte des Bistums Hildesheim aufgeführt.

Die Niels-Stensen-Feier im Opernhaus

Am Abend fand dann im Beisein von 20 Bischöfen, darunter die Kardinäle Frings und Bea, im Opernhaus die Niels-Stensen-Feier statt. Das erste Referat mit dem Thema „Glaube und Wissen in fruchtbarer Spannung“ hielt Prof. Dr. med. Leo *Norpoth*, Essen/Köln.

Norpoth zeichnete zunächst die Welt des 17. Jahrhunderts, in die Stensen hineingestellt war. Stensen war vom Wissenschaftsideal seiner Zeit erfüllt. Ausgehend von den drei Fragen: welches waren Stensens wissenschaftliche Fundamente und seine Methoden, welche wissenschaftlichen Leistungen hat er hervorgebracht und wie verhalten sich bei ihm naturwissenschaftliche Erkenntnis und Glaube, kam Norpoth zu dem Ergebnis, daß Stensen den theoretischen Voraussetzungen seiner Zeit voll zugestimmt habe und daß seine Wissenschaft dennoch kein Hemmnis für seinen Glauben gewesen sei.

Nach kurzen Grußadressen, in denen Bischof *Taylor* von Stockholm die Bedeutung Stensens für Skandinavien umriß und Msgr. *Capretti*, Florenz, an Stelle des an dieser Veranstaltung verhinderten Giorgio La Pira Stensen als Abendländer und Europäer würdigte, sprach Augustin Kardinal *Bea* über „Niels Stensen und das Anliegen der Einheit der Christen“.

Die Rede Kardinal Beas

Niels Stensen, so sagte der Kardinal, hat in Hannover und an vielen Orten die ganze Tragik der kirchlichen Spaltung erlebt und ist für uns alle, Katholiken und Nichtkatholiken, ein leuchtendes Vorbild geworden für die Haltung, in der wir diesem schweren und großen Anliegen gegenüberstehen sollen. „Man wird es daher verstehen, wenn der Präsident des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen gerade diese Seite des reichen Lebens von Stensen einigermaßen würdigt.“

Die Grundbedingung der Einheitsbewegung

1. Die Zeit, in der Niels Stensen lebte, war einer ruhigen Beurteilung der Frage der Kirchenspaltung und der Einheit der Christen alles andere als günstig. Seine ersten Lebensjahre (1638—1648) fallen mit dem letzten Jahrzehnt des schrecklichen Dreißigjährigen Krieges zusammen. Obwohl dessen Ursachen zu einem großen Teil auf politischem Gebiet lagen, griff dieser Krieg doch andererseits auch tief in die religiösen Verhältnisse ein, schlug beiden Konfessionen schwere Wunden und entfremdete deren Bekenner einander noch mehr, als es schon das vorhergehende Jahrhundert getan hatte. Man kann sich für eine Einheitsbewegung kaum eine ungünstigere Lage denken als die, in die Niels Stensen hineingestellt war. Und doch verkörperte sich in ihm der Einheitsgedanke in einer ganz hervorragenden Weise.

2. Der letzte Grund für die Bemühungen Niels Stensens um die Wiedergewinnung der christlichen Einheit war

seine tief religiöse Gesinnung. Geboren in Kopenhagen, entstammte er einer religiös eifrigen lutherischen Familie orthodoxer Prägung, in der das christliche Leben ernstlich gepflegt wurde. Die Familie seiner Vorfahren väterlicherseits hatte durch drei Generationen hindurch der lutherischen Kirche hochangesehene und eifrige Prediger geschenkt. Das religiöse Interesse begleitete den jungen Studenten und späteren Forscher auch bei seinen wissenschaftlichen Studien und auf seinen vielen Reisen. Aus seinem Elternhaus hat er die Liebe zur Bibel mitgenommen; er kennt die Schriften des Alten und des Neuen Testaments vortrefflich und zitiert sie in seinen Werken öfters.

Diese religiöse Gesinnung war es, die ihn befähigte, das Religiöse überall da, wo er es fand, aufrichtig anzuerkennen und zu schätzen. Auf seinen vielen Reisen traf er überall Menschen, die nicht seines Glaubens waren, ihn aber durch ihr echt christliches Leben erbauten, so sehr er auch an seinen eigenen von den Vätern ererbten Überzeugungen festhielt. Im Jahre 1664, im Alter von 26 Jahren, kam er auf einer Reise nach Frankreich durch Köln und kam dort mit einem Jesuitenpater ins Gespräch, der ihn auf das katholische Streben nach Vollkommenheit hinwies, wie es sich besonders im Ordensleben zeige: ein Hinweis, der, wie Stensen viel später berichtete, tiefen Eindruck auf ihn, den jungen Studenten, machte. Als ihn protestantische Freunde, um seine Bewunderung für das katholische Leben zu dämpfen, in Italien darauf hinwiesen, daß es auch im päpstlichen Kirchenstaat viel Unheiliges gebe, mahnte er sie, eine Religion nicht nach dem Laster zu beurteilen, das überall vorkomme, sondern nach den Höhen des Glaubens und der Sittlichkeit, die sie hervorbringe. Dabei war ihm aber sein ererbter protestantischer Glaube teuer und heilig. Doch gerade deshalb mußte er sich die Frage stellen, woher es komme, daß die Christenheit so tief gespalten war, und wie es zu erklären sei, daß sich auch bei den Christen anderer Bekenntnisse soviel ernstes christliches Streben und so bewundernswerte Vollkommenheit finde: mit anderen Worten: es stellte sich ihm, der von der Naturwissenschaft her an das Fragen nach dem „Warum“ gewohnt war, das Problem der christlichen Einheit in greifbarster Form.

3. So ist auch heute die Grundbedingung für ein wirkliches Interesse an der Einheit aller Christen die echte und tiefe religiöse Gesinnung. Es ist bezeichnend, daß die Ökumenische Bewegung unserer Tage bei unseren nichtkatholischen Brüdern ihren Anfang nahm mit dem Streben, den religiösen Liberalismus zu überwinden, der alles echt Christliche auf die Ebene des Geschichtlichen herabzog und es aus rein menschlichen Faktoren zu erklären versuchte, und mit dem Ziel, den Gedanken des Übernatürlichen, der Gnade und der Erlösung wieder im Leben geltend zu machen und auch anderen zu vermitteln.

Je mehr sich dann der christliche Geist und das religiöse Streben besonders nach dem ersten Weltkrieg verstärkten und vertieften, desto stärker wuchs auch das aus dieser religiösen Gesinnung entspringende Interesse, dem Willen Christi immer mehr zu entsprechen und nach jener Einheit der Christen zu suchen, um die der Herr, am Vorabend seines Leidens, den himmlischen Vater so innig angefleht hatte. Aus diesem religiösen Urgrund muß auch heute alles Bemühen um die Einheit, alle ökumenische Arbeit herauswachsen.

Wenn sie nicht auf diesem Grunde ruht, wenn sie nicht von echtem und tiefreligiösem Geist getragen ist, wenn sie

nicht mit religiösen Beweggründen und Mitteln arbeitet, dann fehlt ihr die Seele, das Besondere, was sie von allen anderen heutigen Einheitsbestrebungen unterscheidet und sie hoch emporhebt über alle anderen, auch noch so berechtigten Einheitsbewegungen, so wie die übernatürliche, göttliche Gnadenordnung hoch über allen menschlichen Einrichtungen und Ordnungen steht.

Der Weg zur Einheit

Dieser religiöse Ausgangspunkt jeder echten ökumenischen Bewegung zeigt auch klar, mit welchen Mitteln sie arbeiten muß.

1. Hier steht an erster Stelle die ehrliche Anerkennung des Guten, das sich beim getrennten Bruder findet. Wer in der Ökumenischen Bewegung arbeitet, darf nie vergessen, daß er es mit Menschen zu tun hat, die wie er selbst in Christus getauft sind, die dadurch Kinder Gottes und Erben des Himmelreiches geworden sind. Er wird sich daher über alles freuen, was als fruchtbare Gnadenwirkung aus diesem letzten Grund der heiligen Taufe erwächst. Er wird sich freuen, daß beim getrennten Mitbruder ein echt christliches Leben herrscht; er wird sich freuen über dessen Liebe zur Heiligen Schrift, über die Äußerungen dieses christlichen Lebens im Gottesdienst, im Kirchenlied, im kirchlichen Choral. Er wird sich freuen über den Mut, mit dem der getaufte Mitchrist zu seinem Glauben steht und Opfer für diesen Glauben bringt, ja — wie es die schwere Notzeit der vergangenen Jahrzehnte so manchmal gezeigt hat — sein Leben opfert für den Glauben, dem er angehört. Wo diese Aufgeschlossenheit vorhanden ist für alles Gute, das sich bei dem getrennten Mitbruder findet, da ist schon ein erster Schritt zur Einheit gemacht.

2. Diese Hochschätzung der getrennten Mitchristen brachte Niels Stensen dazu, daß er, so treu er an seinem von den Vätern ererbten Glauben festhielt, mit Katholiken sehr ungezwungen und freundschaftlich verkehrte. Schon in Paris fand er bald Aufnahme in den Gelehrtenkreis, der sich um Melchisedeck Thévenot gesammelt hatte, und kam auch in Verbindung mit Thévenots Kusine Perriquet, die als geistreich-anmutige und tieffromme Dame beschrieben wird. In Italien fand er bald an Großherzog Ferdinand II. in Pisa einen aufrichtigen Freund und Gönner und lernte eine Anzahl von bedeutenden katholischen Gelehrten kennen, die zugleich treue Christen waren. Es würde zu weit führen, auch nur die Namen seiner vielen Freunde in Pisa und Florenz aufzuzählen, an deren christlichem Wandel er sich erbaute. Umgekehrt hat er später als Priester und Bischof seinen ehemaligen Glaubensgenossen gegenüber allüberall eine ebenso echte und wahre brüderliche Liebe gezeigt und hatte als Apostolischer Vikar — wie ausdrücklich bezeugt ist — auch zur protestantischen Geistlichkeit von Hannover die besten Beziehungen.

3. Wahre Hochschätzung und echt christliche Liebe sind die unerläßliche Voraussetzung für eine fruchtbare Tätigkeit zur Förderung der Einheit im Glauben. Allerdings, diese Einheit kommt nicht von selbst; sie verlangt eine ernste, gediegene Arbeit.

Dabei steht an erster Stelle die Bemühung um eine klare Erkenntnis der Wahrheit, die von Gott geoffenbart ist und den Gegenstand unseres eigenen Glaubens bildet, aber auch die Bemühung um die Erkenntnis und das richtige Verständnis dessen, was der getrennte Mitchrist glaubt und lehrt. Was uns trennt, ist oft genug nicht ein Unterschied in der Lehre selbst, sondern Unkenntnis oder

Mißverständnis dessen, was der andere glaubt und bekennt. Hier gilt es vor allem, diese Mißverständnisse und falschen Deutungen zu beseitigen; Mißverständnisse, die teilweise schon vom Anfang der Glaubenspaltung herühren, teilweise in den nachfolgenden Jahrhunderten entstanden oder verstärkt worden sind. Da handelt es sich darum, richtig zu erkennen, was der getrennte Bruder glaubt, und dies auf Grund soliden Studiums, einer objektiven ruhigen Geschichtsdarstellung, die nicht aus den trüben Quellen der Polemik schöpft, sondern aus echtem gründlichen Wissen, das durch sachliche Darlegung, durch Studium aus den Quellen selbst, durch ruhiges und verständnisvolles Gespräch erworben wird. Auch hierin ist uns Niels Stensen ein herrliches Vorbild. Auf alle Einwürfe, die ihm gemacht wurden, ging er mit der gleichen Gründlichkeit ein, wie er sie in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten zeigte, und bemühte sich, auch die Lehre der Kirchenväter und der Theologen genau kennenzulernen und darzulegen. Bezeichnend ist dafür sein Bericht darüber, wie er sich Klarheit zu verschaffen bemühte über die wirkliche Gegenwart Christi in der heiligen Eucharistie. Er selbst schreibt: „Um die Unsicherheit, die meinen Geist quälte, zu beheben, wandte ich jede mögliche Sorgfalt an im Suchen nach der Wahrheit... Nicht zufrieden damit, über den Gegenstand mit gelehrten Personen zu verhandeln..., wollte ich mich in aller Ruhe aufklären über die Originaltexte der Heiligen Schrift und der ältesten Schriftsteller, nicht damit zufrieden, mich ohne weiteres auf die lateinischen Texte zu verlassen... Endlich, nach vielen Besprechungen, vielem Lesen, langer Prüfung und Vergleichung dessen, was ich las und hörte, mußte ich mich von der Wahrheit dessen überzeugen, was die römischen Katholiken lehren.“

Die Bedeutung des theologischen Gesprächs

4. Einen anderen Weg, als Niels Stensen ihn hier gegangen ist, kann auch heute die Bewegung für die Einheit nicht gehen. Man muß sich einerseits klar vor Augen halten, daß die katholische Kirche keine geoffenbarte Glaubenswahrheit aufgeben kann. Sie ist ja vom Herrn nicht eingesetzt als Herrin über die Glaubenswahrheiten; sie hat sie nur zu verwalten, zu bewahren und zu erklären. Andererseits aber sind mit dieser Feststellung nicht alle Brücken zu einer Verständigung abgebrochen. Hier kommt die große Aufgabe des theologischen Gesprächs, das besonders nach dem Konzil dringend nötig sein wird. Da gilt es, den wesentlichen Sinn der Glaubenslehre festzustellen an Hand einer ruhigen, objektiven Erklärung der Heiligen Schrift, die ja die gemeinsame Grundlage beider Bekenntnisse bildet. Daß sich aus diesen Gesprächen, die hier in unserem Vaterlande ja schon seit längerer Zeit mit gutem Erfolg gepflegt werden, vieles ergibt, was für die Verständigung unerläßlich ist, zeigt die Erfahrung.

Noch ein anderes Element ist zu berücksichtigen, das zur Zeit von Niels Stensen viel weniger bedeutsam war: der Einfluß der philosophischen Systeme auf Inhalt und Sprechweise der Theologie und damit auch der Verkündigung. Es ist heute eine wichtige Aufgabe des theologischen Gesprächs, in gemeinsamer brüderlicher Arbeit festzustellen, was mit den einzelnen theologischen Behauptungen und Ausdrucksweisen in Wirklichkeit gemeint ist. Daraus wird sich ergeben, daß in vielen Fällen der Unterschied in der Sache selbst nicht so groß ist, wie man es auf den ersten Blick wohl meinen würde. Noch auf ein

anderes wichtiges Element sei hier hingewiesen. Die Formulierungen, in denen eine endgültige und unabänderliche Lehre vorgelegt wird, sind oft aus den Zeitumständen zu erklären, in denen sie entstanden sind. Sie drücken bisweilen nur eine bestimmte, für die betreffende Zeit wichtige Seite einer Lehre aus, geben aber nicht die ganze Fülle und Tiefe der betreffenden Wahrheit. Die Enzyklika *Humani generis* Papst Pius' XII. sagt, daß die beiden Quellen der von Gott geoffenbarten Lehre (d. h. Schrift und Tradition) „so viele und so große Schätze der Wahrheit enthalten, daß sie tatsächlich nie voll ausgeschöpft werden“. Es wird sich deshalb auch heute, auch im Konzil, bisweilen darum handeln, aus dem Schatz der geoffenbarten Wahrheit gerade die Elemente herauszuheben, die heute für die Diskussion mit den getrennten Brüdern vor allem von Bedeutung sind.

5. Es kann somit kein Zweifel darüber bestehen, daß die Theologengespräche wertvolle Beiträge zur gegenseitigen Verständigung bringen können und werden. Nach dem Konzil wird es besonders notwendig sein, solche Gespräche zu fördern, und man wird sich dabei vor Augen halten müssen, daß man, wie Johannes XXIII. sagt, „auf die reinen Quellen der Offenbarung und der Tradition zurückgehen und so das Wesentliche des christlichen Glaubens und Lebens... in seinem Wert und Glanz darstellen“ muß.

Wie dieses theologische Gespräch zu führen ist, zeigt uns wiederum das Beispiel von Niels Stensen. Dieses Beispiel steht um so leuchtender da, weil er das Gebot der Liebe in äußerlich sehr schweren Verhältnissen und unter psychologisch erschwerenden Umständen ganz vorbildlich verwirklicht hat. Er hat gezeigt, wie man durch Liebe den Gegner gewinnen und überzeugen kann, eine Liebe, die Leibniz nach so mancher Kontroverse, die er mit Stensen hatte, sagen ließ, daß er ihn schätze und „wenn ich so sagen darf, liebe, denn ich glaube in ihm den Seeleneifer einer wahren Liebe zu erkennen“. Einem Gegner, der Stensen einen „Proselyten Satans“ genannt hatte, antwortete er mit großer Sanftmut: „...Ich habe immer danach gestrebt, nicht die Wahrheit unter der Bitterkeit der Worte leiden zu lassen, obwohl manchmal bittere Worte mich dazu herausforderten.“ Man könnte in der Tat den Wahlspruch „die Wahrheit in Liebe“ nicht vollkommener verwirklichen, als Stensen es unter so schweren Verhältnissen getan hat. Was ihm aber vor allem wichtig schien, war die freundschaftliche Annäherung, die zu einer vorurteilslosen Prüfung der strittigen Punkte führen sollte. Stensen wußte — wie auch wir es heute nur allzugut wissen —, daß es nicht auf eine Vergewaltigung des Verstandes und Willens der getrennten Brüder ankommt, sondern darauf, daß die Wahrheit richtig erkannt wird, da, wie Pius XII. mit Berufung auf den hl. Augustin sagt, „niemand kann, der es nicht freiwillig tut“. Andererseits war es aber ebenso seine tiefe Überzeugung, daß der Frage der Einheit auch nicht gedient ist mit einer Verschleierung oder Abschwächung der Gegensätze, sondern daß es vor allem darauf ankommt, die Wahrheit klar und ehrlich herauszustellen und mit aller Sorgfalt, Ruhe und Sachlichkeit zu prüfen, ob und inwieweit die Gegensätze begründet sind.

In diesem Punkt sind wir uns heute einig, mit allen klarsehenden und nüchtern urteilenden Nichtkatholiken. Eine so maßgebende Stelle wie die Leitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirchen Deutschlands (VELKD) äußerte sich dazu folgendermaßen: „Nur da, wo man die

Lage klar und nüchtern sieht, kann man zu einem echten Fortschritt in dem Verhältnis unter den Konfessionen kommen. Diese Einsicht verlangt von allen Teilen den Verzicht auf harmloses Schweigen hinsichtlich der Unterschiede, auf eine Leichtfertigkeit, die gemütvollen Erwartungen weckt, auf einen vereinfachenden Gebrauch des Wortes ‚Liebe‘ und ‚Einheit‘. Pastor Boegner, der ehemalige Präsident der Reformierten Kirchen Frankreichs, warnt ebenfalls vor charakterlosem Beharren des eigenen Standpunkts und vor dem Aufgeben jeder grundsätzlichen und eigenen Meinung.“

Das Wesen der Einheit der Kirche

6. Auch darüber sind wir uns heute einig, daß es vor allem um die wesentlichen Gegensätze geht. Hier steht an erster Stelle die Frage nach dem Wesen und der Verfassung der von Christus gestifteten Kirche. Dieses Problem beschäftigte schon Niels Stensen auf das lebhafteste. In dem streng und ausschließlich lutherischen Dänemark erzogen, fand er bei seinem ersten Aufenthalt in Holland (1662—1663) eine weitgehende Duldung der verschiedensten religiösen Bekenntnisse. An dieser Zersplitterung seiner Glaubensgenossen gewährte er die praktische Auswirkung des protestantischen Prinzips der freien Auslegung der Heiligen Schrift und stellte sich zum ersten Mal die Frage nach der Notwendigkeit eines verpflichtenden Lehramts der Kirche. Als er 1670, nach seinem Übertritt, wiederum nach Holland kam, fand er sich darüber bald in lebhaftige Diskussion mit seinen alten holländischen Freunden verwickelt. Diese Diskussionen führten schließlich zu dem Schreiben an den reformierten Prediger Johannes Sylvius in Amsterdam, in dem er die Kennzeichen der wahren Kirche Christi behandelt. In scharfsinnigen und klaren Ausführungen stellt er da die Lehren der Katholiken und der Nichtkatholiken über die Kirche einander gegenüber. Der Grundgedanke, den er in dem Schreiben an Sylvius vertritt, ist folgender: „Die heutige römische Kirche ist nicht deshalb die wahre Kirche Gottes, weil das Gotteswort in der Schrift dies sagt, sondern weil die Kennzeichen der wahren Kirche, so wie sie in der Schrift, im Worte Gottes, uns geoffenbart ist, übereinstimmen mit den Merkmalen der heutigen Römischen Kirche, die klar erkannt werden können und in der Geschichte der Kirche bewiesen sind.“ Das Thema „Kirche“, vor allem die Autorität des Unfehlbaren Lehramtes, beschäftigte Stensen immer wieder auch in anderen theologischen Abhandlungen, die er nach und nach herausgab. Heute ist das Problem der Kirche brennender als je zuvor. Man ist sich mehr und mehr bewußt geworden, daß der tiefste Graben, der Katholiken und Nichtkatholiken trennt, die Lehre vom Wesen und der Verfassung der Kirche ist. Dieses Problem beschäftigt heute die protestantische Theologie so, daß man geradezu von einer „Wiederentdeckung der Kirche“ gesprochen hat und daß ein neuerer protestantischer Theologe schreiben konnte: „Die Kirchenfrage ist recht eigentlich die unerledigte Frage der protestantischen Forschung.“ Das Erste Vatikanische Konzil hatte viele die Lehre von der Kirche betreffende Punkte schon auf sein Programm gesetzt; aber die politische Lage brachte es mit sich, daß das Konzil vorzeitig abgebrochen werden mußte; so bleiben dem bevorstehenden Zweiten Vatikanischen Konzil diese Fragen zur Erörterung und zur Beantwortung übrig. Welches sind nun die Aussichten, die sich heute einem theologischen Gespräch über die Kirche bieten? Es ist in

dieser Feierstunde nicht möglich, auf alle die Einzelfragen einzugehen, die bezüglich der Kirche zur Erörterung stehen. Es möge genügen, auf einen Punkt hinzuweisen, der uns heute vor allem am Herzen liegt: auf die Frage nach dem Wesen der Einheit der Kirche.

Es ist seit langem gesagt worden und wird auch heute immer aufs neue wiederholt, daß es sich bei der einen von Christus gestifteten Kirche nicht um eine sichtbare Einheit handelt.

Es ist interessant zu sehen, zu welchen Ergebnissen die theologische Sektion des Weltrates der Kirchen, die Kommission „Faith and Order“, in einem mehrjährigen Studium über das Wesen der Einheit der Kirche gekommen ist. In dem offiziellen Dokument der Kommission, das im vorigen November der 3. Generalversammlung des Weltrates in Neu-Delhi vorgelegt wurde, heißt es wörtlich: „Wir glauben, daß die Einheit, die zugleich Gottes Wille und seine Gabe an seine Kirche ist, sichtbar gemacht wird, indem alle an jedem Ort, die in Jesus Christus getauft sind und ihn als Herrn und Heiland bekennen, durch den Heiligen Geist in eine völlig verpflichtende Gemeinschaft geführt werden, die sich zu dem einen apostolischen Glauben bekennt, das eine Evangelium verkündigt, das ein Brot bricht, sich im gemeinsamen Gebet vereint und ein gemeinsames Leben führt, das sich in Zeugnis und Dienst an alle wendet. Sie sind zugleich vereint mit der gesamten Christenheit an allen Orten und zu allen Zeiten in der Weise, daß Amt und Glieder von allen anerkannt werden und daß alle gemeinsam so handeln und sprechen können, wie es die gegebene Lage im Hinblick auf die Aufgaben erfordert, zu denen Gott sein Volk ruft.“ Diese Definition, die in Neu-Delhi von der Kommission des Weltkirchenrates vorgelegt wurde, stimmt noch nicht in allem überein mit der katholischen Lehre vom Wesen der Einheit der Kirche.

Aber man darf sich aufrichtig darüber freuen, daß ein ernstes Studium der Heiligen Schrift und der kirchlichen Tradition schon zu diesem wertvollen Ergebnis geführt hat.

Der Beitrag aller Christen zur Einheitsbewegung

Ich habe soeben auf die Wichtigkeit der theologischen Gespräche hingewiesen; ich möchte aber nicht mißverstanden werden. Theologische Gespräche zu führen ist nicht die Sache eines jeden Christen. Es gehört dazu eine gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift, der Theologie der Kirchengeschichte und der besonderen Lehre und Geschichte der betreffenden christlichen Gemeinschaft, der der Gesprächspartner angehört. Wo diese Vorbedingungen fehlen, wären solche Gespräche nicht nur unnützlich, sondern könnten schädlich und gefährlich sein. Was können also wir alle im Interesse der christlichen Einheit tun?

1. Wenn wir uns bewußt sind, daß Licht, Kraft, Geduld und Liebe Gaben sind, die von dem stammen, „von dem jedes gute Geschenk und jede vollkommene Gabe kommt, vom Vater der Lichter“ (Jak. 1, 17), dann werden wir ohne weiteres verstehen, daß an erster Stelle die Bitte um diese Gabe der Einheit stehen muß, d. h. das Gebet. Wer sich zur Wahrheit durchringen will, braucht Gnade, und die Gnade muß erfleht werden. Niels Stensen hat es an sich selbst erfahren und hat es wiederholt in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht, daß er alles, was er habe, der Gnade Gottes verdanke. Die Notwendigkeit der Gnade bringt er auch dadurch zum Ausdruck, daß er fast jede seiner Schriften, in denen er über die schwebenden

Gegensätze in Glaubensfragen handelt, mit einem Aufblick zu Gott, mit einem Gebet schließt.

2. Ein anderes wirksames Mittel, das allen zur Verfügung steht, ist das Beispiel eines echt christlichen Lebens. Auch hier können wir von Niels Stensen vieles lernen... Papst Johannes XXIII. hat als eine der Bedingungen für den glücklichen Ausgang des Konzils ein „kollektives Streben nach Heiligkeit“ genannt. Das läßt sich auch auf den glücklichen Erfolg der Unionsarbeit anwenden.

Ein letztes Mittel, um eine Annäherung und Verständigung zu erreichen, ist die Zusammenarbeit. Obwohl überzeugter Lutheraner, hat Niels Stensen nie Schwierigkeit gefunden, auf seinem wissenschaftlichen Gebiet mit überzeugten und eifrigen Katholiken zusammenzuarbeiten. Sein Freundeskreis von Paris, Lucca, Florenz, Rom ist dafür der sprechendste Beweis. Umgekehrt hatte er später als Katholik keine Hemmung, nach seiner Vaterstadt Kopenhagen zurückzukehren und dort in einer ganz lutherischen Umgebung das Amt eines „Anatomicus Regius“ zu übernehmen (1671—1674). Gelegenheiten zu brüderlicher Zusammenarbeit bieten sich auch uns auf vielen Gebieten: auf dem Gebiet der Caritas, der sozialen Fürsorge, in der Vertretung und Geltendmachung der allgemeinen christlichen Grundsätze auf dem Gebiet der Familie, der Schule, der Moral des öffentlichen Lebens. Diese Zusammenkunft auf Gebieten, die nicht unmittelbar den Glauben berühren, trägt ungemein viel bei zur gegenseitigen Kenntnis, zu einer aufrichtigen Hochschätzung und zu einer wirklich christlichen Liebe. Papst Johannes XXIII. hat für diese Zusammenarbeit das treffende Programm aufgestellt: „Unterstreichen, was die Menschen eint, und mit jedem den ganzen Weg gehen, den man gehen kann, ohne den Forderungen der Gerechtigkeit und den Rechten der Wahrheit Eintrag zu tun.“

Der Weg zur Einheit ist lang und beschwerlich. Er fordert von uns viel Geduld und große Liebe, und wir werden mehr als einmal auch Enttäuschungen erleben. Aber sollen wir deshalb verzagen? Gewiß nicht. Gott der Herr hat, nach den Ereignissen der jüngsten Zeit zu urteilen, deutlich gezeigt, daß er will, daß gerade in unserer Zeit alle, die in Christus getauft sind, sich zusammenfinden...

Fast gleichzeitig fand in der Messehalle 9 eine Feierstunde „Zeugnis der dienenden Liebe“ statt; ca. 5000 Menschen verfolgten aufmerksam die Darstellung der geistigen, seelischen und leiblichen Not der Menschen von heute, die ihnen in Bild, Film, Ton, Gespräch und Feature — direkt oder mehr andeutend — geboten wurde. Die einleitenden Worte sprach der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Prälat Albert Stehlin, Freiburg i. Br., das Schlußwort Kardinal Döpfner.

DER FREITAG

Am Freitag, dem Feste des Apostels Bartholomäus, feierten die Gläubigen das heilige Opfer in den 26 Kirchen Hannovers, in St. Bernward im byzantinischen Ritus in altslawischer Sprache (Zelebrans: Platon *Kornyljak*, Exarch für die Ukrainer, München) und in St. Benno im byzantinischen Ritus in griechischer Sprache (Zelebrans: Gabriel *Abou Saada*, Erzbischof von Jerusalem; Predigt: Josef *Tawil*, Erzbischof von Damaskus).

Die Eucharistiefeier der Frauen

In der Messehalle 9 versammelten sich 10 000 Frauen zum eucharistischen Opfer, das der Erzbischof von Paderborn,

Lorenz Jaeger, zelebrierte. In seiner Predigt sagte Erzbischof Jaeger: Wahrer Glaube sei keine gedankliche Beschäftigung mit theologischen Kenntnissen, sondern spreche das Herz an. Er dränge zum Anbeten und zum Dank dafür, „daß wir glauben können und dürfen“. Maria sei das große Vorbild der Frauen, denn sie sei Glaubende und Dienende. Der Fortschritt des menschlichen Wohlstandes dürfe nicht mit einem Schwund der dienenden Liebe erkaufte werden. Der Papst habe dem Konzil die Aufgabe gestellt, den Kurswert der dienenden Liebe wieder zu heben.

Das Pontifikalamt im Niedersachsenstadion

Am Abend trafen sich über 35 000 Gläubige, unter ihnen der Bundespräsident, Dr. Heinrich Lübke, im Niedersachsenstadion, um das Meßopfer zu feiern. In der Mitte des Sportfeldes war ein einfacher Altar, vom Kreuz übertragt, aufgestellt, um ihn herum standen im Kreis die Bestühle der Bischöfe. Das feierliche Amt wurde vom Erzbischof von Freiburg, Hermann *Schäufele*, zelebriert. Die Predigt hielt der Erzbischof von München und Freising, Julius Kardinal *Döpfner*, über den Unglauben und Glauben der Apostels Thomas (Joh. 20, 24—29).

Gleichzeitig feierte der Weihbischof von Aachen, Joseph *Buchkremer*, mit 1000 Gläubigen in der Sühnekirche des Konzentrationslagers von Bergen-Belsen „Vom Kostbaren Blut“ das heilige Opfer. Es predigte der Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria *Janssen*. Anschließend fand am Mahnmal in Bergen-Belsen eine Gedenkstunde statt, die in das Niedersachsenstadion übertragen wurde. Dabei gedachte der Weihbischof von Hildesheim, Heinrich *Pachowiak*, all jener, die vom nazistischen System verfolgt und ermordet worden sind.

Die Ansprache Weihbischof Pachowiaks in Bergen-Belsen

Die Klagelieder des Propheten Jeremias, die die Kirche zu ihren Trauergesängen gemacht hat, klangen über das weite Gräberfeld mitten in der Heide. In den gleichen ergreifenden Gesängen, die einst das Gottesvolk zum Himmel sandte, als es vom Heiligtum in Jerusalem verbannt war und in der Gefangenschaft sein Dasein fristete, drückt die Kirche in den Kartagen die erschütternde Klage über den Tod ihres Herrn und Meisters aus. Hier auf der Heide, inmitten der riesigen Grabhügel mit ihren kargen und doch so eindringlich sprechenden Angaben, haben jene Klagelieder ihr besonderes Recht und ihren eigenen Klang.

Die Gräber für 50 000 russische Soldaten befinden sich hier in unmittelbarer Nähe. Hier wurden 35 000 Tote des Konzentrationslagers Bergen-Belsen verscharrt. Hier liegen beieinander die Toten vieler Nationen, Deutsche und Nichtdeutsche, Juden und Christen, Männer, Frauen und Kinder. Gemeinsam haben sie als Opfer ungerechter Gewalt namenlose Grausamkeit erlitten bis hin zu einem Tode in unbeschreiblicher Not und Qual.

Für sie und für alle Opfer des Unrechts und der Gewalt haben wir eben in der Sühnekirche vom Kostbaren Blut, deren Grundriß sich wie ein Leidenskelch zum Lager hin öffnet, das heilige Meßopfer dargebracht, und zur gleichen Stunde scharten sich in Hannover im Niedersachsenstadion Zehntausende um den Opferaltar.

Beim Berliner Katholikentag 1958 standen wir an der Hinrichtungsstätte Plötzensee und gedachten der Opfer

eines verbrecherischen Regimes, die zu Märtyrern geworden sind. Beim Eucharistischen Weltkongreß in München waren wir im Lager Dachau und stellten uns die Todesangst der vielen Tausenden vor die Seele. An diesem Abend des 79. Deutschen Katholikentages in Hannover sind Abordnungen der deutschen Katholiken hierher gekommen, um zu bekennen, daß die furchtbare Not der Lager immer noch nach Sühne ruft.

Leid und Not der Menschen gehören ebenso wie Schuld und Sühne unter das Kreuz unseres Herrn: „Er hat unsere Leiden getragen, unsere Schmerzen auf sich geladen“ (Is. 53, 4). So wurde im heiligen Opfer eine Brücke geschlagen zu allen Stätten der Not und Grausamkeit, die in unserem Volk und außerhalb seiner Grenzen der Entsöhnung bedürfen. Alle Opfer der Gequälten werden segensvoll in der Verbindung mit Christus, der als „Erstgeborener unter vielen Brüdern“ (Röm. 8, 29) „durch das Blut seines Kreuzes Frieden stiftete, um alles zu versöhnen, was auf Erden und was im Himmel ist“ (Kol. 1, 20). Alle Schuld, die vergangene und die gegenwärtige, mag sie noch so groß sein, hat Christus der Herr in seiner Erlöserliebe mit nach Golgatha genommen.

Sein Sterben war Sühnetod.

Doch auch wir Menschen können vereint mit Christus und als Glieder seines Leibes, dessen Haupt er ist, Sühne leisten; ja mehr noch, das Sühnewerk des Opfertodes Jesu Christi verlangt von den Christen eine persönliche Sühnehaltung. Dazu sind wir in besonderer Weise gerufen.

Was uns zuerst not tut, ist, daß wir zur Einsicht kommen und unsere Schwäche, menschliche Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit erkennen. Deshalb müssen wir mit Scham und Abscheu feststellen, daß Unmenschlich-Grausames in unserer Mitte geschehen ist. Unschuldiges Blut ist hier und in anderen Lagern vergossen worden. Auch wenn wir in den Jahren der Drangsal nicht wußten, was alles an den Stätten des Grauens geschah, so müssen wir doch bekennen:

Die Kraft unseres christlichen Glaubens war in jenen Tagen zu schwach. Das Zeugnis der christlichen Liebe haben wir nicht ernst genug genommen. Die Wachsamkeit, die der Herr von uns fordert, hatte nicht unser Herz ergriffen. Die Verantwortung für den Widerstand war in uns zu wenig lebendig.

So wurde das Böse übermächtig in unserem Volk, und die Stunde der Finsternis kam über uns.

Zwar dürfen wir vertrauen, daß der gewaltsame Tod der Edelsten unseres Volkes, die Widerstand leisteten, ein Sühneopfer sein wird vor Gott und den Menschen. Doch soll auch dieses Bekenntnis ein Akt der Sühne sein und uns alle zu verantwortungsbewußter Sühnetat neu aufrufen.

Dabei umfaßt unser Sühnegedenken alle, die hier und an anderen Stätten der Gewalt und des Grauens gelitten haben und gestorben sind. Unter einem jener Hügel dort ruht das Mädchen Anne Frank, das in diesem Lager ihr junges Leben ließ. Wir denken an Pater Maximilian Kolbe, den polnischen Franziskaner, der in Auschwitz für einen Familienvater in den Todesbunker ging und dort umgebracht wurde.

Wir Christen müssen uns besonders der Verpflichtung bewußt bleiben, die wir dem Volke gegenüber haben, aus dem Christus, der Erlöser der Welt, dem Fleische nach hervorgegangen ist. Die Dankbarkeit für die Gnade der Erlösung verpflichtet uns in erhöhtem Maße. Die Gabe der Liebe, die wir vorhin in der Sühnekirche beim heiligen

Opfer zusammentragen, ist israelitischen Kindern zugeordnet. Sie soll ein Zeichen sein, das anregt, sich im Geiste der Sühne zu vereinen, um an den Überlebenden gutzumachen, was wir an den Toten nicht mehr gutmachen können.

Wir dürfen an dieser Stätte auch jener heiligmäßig großen Frau gedenken, die im Bereich dieses Bistums, in Göttingen, Studienzeit und Jahre geistiger Arbeit verbracht hat und als Beispiel sühnender Liebe zu uns spricht. Als Kind einer jüdischen Familie wurde sie in Breslau geboren. Sie wußte sich durch Geburt und Abstammung in gleicher Weise dem deutschen wie dem jüdischen Volk verbunden. Als sie den Nachlaß eines gefallenen Freundes ordnete, erlebt sie an der Frau des Gefallenen, die evangelische Christin war, wie sehr Leid und Schmerz aus der Kraft des Kreuzes Christi gemeistert werden können. Später führte sie die Biographie einer großen Heiligen zum Glauben an den Gekreuzigten. Ihm diente sie von da an in ihrem wissenschaftlichen Arbeiten bis hin zur Ganzhingabe als Ordensfrau im Karmel zu Köln. Sie litt unsagbar unter dem Unrecht, das ihren jüdischen Volksgenossen von ihren deutschen Landsleuten angetan wurde. Dieses Unrecht erfuhr sie an sich selbst bis zur Verhaftung und Verschleppung in das Lager Auschwitz. Sie setzte allem Leid grenzenlose Geduld und ein Übermaß an Liebe entgegen. Sie nahm alle Grausamkeit und Brutalität der Peiniger in Verbindung mit Christi Leiden als einen Beitrag zur Sühne auf sich: Sie war zutiefst durchdrungen davon, daß aller Haß der Welt nur durch die ausgleichende Liebe wahrhaft überwunden werden kann. Mehr als je zuvor trug sie im Schreckenslager ihren Schwesternamen mit Recht: Theresia Benedicta vom Kreuz. Wie ein Engel des Trostes stand sie unter den Frauen und Müttern des Lagers. Wo andere verzweifelten, verbitterten und dem Haß verfelen, gab sie Trost und stille Aufmunterung und leistete Kindern, Kranken und Sterbenden auch die geringsten Dienste. Eine Mitgefangene sagt von ihr: „Wie eine Pieta ohne Christus kam sie mir vor.“ In dieser begnadeten Frau hat Gott unserem deutschen und dem jüdischen Volke zugleich ein erhabenes Vorbild gegeben. Mögen nur wenige unter den Millionen, die in den Schreckenslagern lebten und starben, aus solchem Geist ihr Leid gesehen und gemeistert haben: In diesen wenigen ist alles Leid geheiligt. Auch die geringe Schar wirkt in stellvertretender Sühneleistung unendlich viel Segen für beide Völker.

Wenn wir vor dem unsagbaren Leid der Millionen noch heute hilflos stehen... , die in Edith Stein sichtbar gewordene Liebe zum Kreuz weist uns den Weg, den wir als Christen aus dem Glauben gehen müssen. Ein Leben der Sühne unter dem Kreuz Christi vermag Unrecht auszugleichen und die Untat des Hasses in Segen zu verwandeln. Damit dies geschehen kann, bedarf es eines tiefen Glaubens, eines Glaubens, der sich bedingungslos Christus dem Herrn ergibt.

Gerade an dieser Stätte des Leidens und des Grauens bekommt das Wort des Katholikentages: Glauben — Danken — Dienen neues Gewicht.

Unser Volk wird nur dann bewahrt bleiben vor dem erneuten Absinken in die Greuel der Barbarei, wenn die Kraft des christlichen Glaubens in uns erstarkt.

Was hier und anderswo geschah, kann nur verhindert werden, wenn das Zeugnis christlicher Liebe ernst genommen und gelebt wird.

Die Würde des Menschen wird nur dann unangetastet

bleiben, wenn wir als Christen die vom Herrn geforderte Wachsamkeit üben.

Den Unheilskräften, die in jedem Volke sich melden können, werden wir nur dann zu widerstehen vermögen, wenn wir in der Verantwortung leben, die das Apostelwort uns auferlegt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg. 5, 29).

Tiefe Dankbarkeit erfüllt uns gegen die treuen Zeugen, die im Bekenntnis ihres Glaubens nicht versagten und dafür ihr Leben zu geben bereit waren. Dank schulden wir dem Herrn, daß er in dunkelster Zeit seine Auserwählten zwar geprüft hat, wie das Gold im Feuer, sie aber hat leuchten lassen — „ohne Schuld und Fehl inmitten eines bösen und verkehrten Geschlechtes wie Sterne im Weltall“ (Phil. 2, 15).

Der erhabene Dienst, den sie Volk und Kirche, ja der Menschheit geleistet haben, verbindet ihr Lebensopfer mit dem Opfer unseres Herrn. Und wenn wir „daran die Liebe Gottes erkannt haben, daß er sein Leben für uns hingab, so müssen auch wir unser Leben einsetzen für die Brüder“ (1 Joh. 3, 16). „Da gilt nicht mehr Heide noch Jude, nicht Knecht noch Freier, sondern alles und in allem Christus“ (Kol. 3, 11). So verkünden wir Christus den Gekreuzigten und verpflichten uns erneut dem Gesetz seiner dienenden Liebe...

Das Schlußwort an die im Stadion und in Bergen-Belsen Versammelten sprach der Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Heinrich Lübke.

Die Ansprache des Bundespräsidenten

Die Gedenkstunde am Mahnmal in Bergen-Belsen, an der wir durch den Rundfunk teilgenommen haben, ließ uns einen Blick tun in den grauenvollen Abgrund der jüngsten deutschen Vergangenheit. Mehr als siebzehn Jahre trennen uns von den Untaten des Nationalsozialismus. Dennoch stehen wir bewegt, voller Scham vor Gott und den Menschen. Aber die schwere Schuld, die auf unser Volk gehäuft wurde, kann von uns genommen werden, wenn wir alle, vereint mit Christus, Sühne leisten. Das geschieht, wenn wir denen helfen, die in Not sind, und wenn wir stets daran denken, wie riesengroß unsere Schuld ist. Der größte Teil unseres Volkes ist nicht persönlich in sie verstrickt, aber das furchtbare Geschehen wurde auf den Namen unseres Volkes geladen, und so sieht es die Welt noch heute.

Der Katholikentag 1962 ruft uns zum Glauben, Danken und Dienen. Diese drei Imperative beschreiben den Dreiklang christlicher Existenz. Als Glieder der katholischen Kirche sind wir zum Glauben gerufen, nicht an Geister und Dämonen, nicht an eine schicksalhafte Macht und auch nicht an den Menschen und seine Fähigkeiten, sondern an den lebendigen Gott, den Schöpfer allen Seins.

Die Gewißheit, unter seinem Schutz und Schirm zu leben, ist Anlaß zu unendlichem Dank. Im Alten und Neuen Testament kommen Lob, Preis und Dank immer wieder zum Ausdruck. Die Worte des Psalmisten: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn!“ werden aufgenommen von den Evangelisten, den Aposteln, den Kirchenvätern und den Dichtern unserer schönsten Kirchenlieder. Aus tiefstem Herzensgrund singen sie, die Herrlichkeit Gottes ahnend, ihm unendliches Lob.

Freude und Dank aber drängen danach, sich in Taten zu äußern; wem selbst geholfen wurde, der möchte auch anderen helfen. Wer Liebe erfährt, schuldet auch anderen

Liebe. Wer Gott und den Nächsten liebt und danach lebt, erfüllt nach den Worten Christi das ganze Gesetz und die Propheten. Der Apostel Paulus preist die Liebe als die höchste Tugend eines Christen.

Betrachten wir aber die Welt, in der wir leben, so sehen wir tausendfaches Unrecht, skrupellosen Gebrauch der Macht, schrecklichen und stumpfen Egoismus. Dieser Zustand ist das Ergebnis mangelnder Liebe und damit fehlender Bereitschaft zum Dienst am Nächsten.

Wenn wir diese beklagenswerten Feststellungen treffen, müssen wir uns allerdings vor Verallgemeinerungen hüten. Gott sei Dank tritt der Wille zum Helfen und Dienen in unserem Volk an vielen Stellen ins Licht. Bei Unglücksfällen und Katastrophen wird das besonders deutlich. Die Flutkatastrophe an der Nordseeküste löste eine Welle der Hilfsbereitschaft vor allem unter der Jugend aus. Zwanzigtausend freiwillige Helfer und Helferinnen stellen sich den Krankenhäusern und Wohlfahrtsverbänden zur Verfügung. Der Appell der katholischen Bischöfe, durch Spenden für die Hilfswerke „Misereor“ und „Adveniat“ den Kampf gegen Hunger, Krankheit und Unwissenheit in der Welt zu unterstützen, wie der Aufruf der evangelischen Kirche zum Opfer für die Aktion „Brot für die Welt“ fanden ein überwältigendes Echo.

Es ist daher irreführend, ganz allgemein von einem Mangel an Opfersinn zu reden. Dennoch gibt es alarmierende Notstände. Alte und kranke Menschen leben in Hausgemeinschaften, und es kommt vor, daß sich niemand um sie kümmert. In einigen Orten müssen Krankenhäuser und Altersheime geschlossen werden, weil das nötige Pflegepersonal nicht gestellt werden kann. Diese gewiß krassen Einzelfälle machen deutlich, daß es vielfach an persönlicher Initiative fehlt, wenn es gilt, Menschen in einer besonderen Notlage wirksam zu helfen.

Die Sorge für die Kranken und sozial Schwachen darf nicht den Wohlfahrtsorganisationen, seien sie nun staatlicher oder kirchlicher Art, allein überlassen werden. Niemand kann sich von persönlicher Hilfsverpflichtung dispensieren, weil er Steuern zahlt und für diese oder jene wohltätige Organisation Geld spendet. Unser Glaube verlangt die Bereitschaft zum persönlichen Einsatz. Darum erweist jede Mutter, die die Erziehung ihrer Kinder wirklich ernst nimmt, und jeder, der in einer Notlage, ohne nach Entgelt zu fragen, zupackt, dem Volksganzen einen großen Dienst.

Während die Jahre der Not nach 1945 uns zum Zusammenstehen zwangen und uns wieder beten lehrten, führt uns der Taumel des Wohlstandes in Versuchung, dem Opfer und der Last des Alltags auszuweichen und die Augen vor unseren Pflichten zu verschließen. Diese Selbstsucht zu bekämpfen ist in erster Linie Aufgabe der christlichen Kirchen. Diese gründen sich auf die Idee dienender Liebe, die ihrem Wesen nach alle umfaßt und keinen ausschließt. Damit haben sie die Möglichkeit, dem Widerstreit der Berufs- und Interessengruppen, der Parteien und Verbände entgegenzuwirken und den Willen zum Gemeinwohl zu stärken.

Die Kirche in diesem Bestreben zu unterstützen, im Sinne höherer Einsicht und der Versöhnung zu wirken ist Aufgabe aller, die guten Willens sind; denn gerade das allseitige Wirken auf diesem Wege vergrößert die Erfolgsmöglichkeiten. In ihrem Verhalten zueinander haben die christlichen Kirchen ein gutes Beispiel gegeben. Sie zeigen Bereitschaft, das Gemeinsame ernster zu nehmen als das Trennende.

In der Zeit, als die Flüchtlingsströme in unser Land kamen, stellten die Kirchen, vor allem in den Gebieten Bayerns und Niedersachsens, ihre Gotteshäuser den Angehörigen anderer Konfessionen zur Verfügung. Dieser Weg der Zusammenarbeit darf im Interesse der Glaubwürdigkeit christlicher Bruderschaft wie im Hinblick auf den gemeinsamen Widerstand gegen den Atheismus nicht verlassen werden.

Wie lange es dauern mag, bis die Einigung der Kirchen auf theologischer Basis erfolgen kann, weiß ich nicht; aber jeder weiß, ein gutes Verstehen und Zusammengehen erweckt Freude auf beiden Seiten. Wie die katholische Bevölkerung von München dem Evangelischen Kirchentag ihre Hilfe angedeihen ließ, so tat es die evangelische Bevölkerung in Hannover in gleichem Maße dem Katholikentag.

Am Abend des 13. August dieses Jahres habe ich an einer Fürbittandacht in Berlin teilgenommen, in deren Verlauf der evangelische Bischof von Berlin-Brandenburg, Dr. Dibelius, ein Bittgebet der katholischen Gemeinde in Leipzig für die Einheit Deutschlands gesprochen hat. Dieser in der ganzen Öffentlichkeit mit dankbarer Freude aufgenommene Beweis für das geistige Zusammenstehen der Christen war im Hinblick auf die Geschehnisse an der Mauer in Berlin besonders eindrucksvoll.

Die gewaltsame Teilung unseres Landes beantworten die Christen mit dem Bekenntnis zur Bruderschaft. Sie nehmen teil am Leid der Unterdrückten und mobilisieren die Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe.

Möge der 79. Deutsche Katholikentag das Feuer der Liebe und eine freudige Bereitschaft zum Dienst in uns entfachen. Die Bedeutung dieser großartigen Kundgebung für unsere Kirche, für unser Volk und für die ganze Welt wird daran gemessen werden, ob von hier neue Impulse zum Handeln ausgehen. Diese Tagung ist eine Stunde der Gewissenserforschung für uns alle, ein Anruf des Schöpfers, seine tätigen Glieder zu sein, unser Dienen in seinem Dienst sichtbar und fühlbar zu machen. Weder die negative Bravheit noch die weltverlorene Weichheit darf uns genügen. Unsere Umwelt soll wissen, daß sich unser Glaube nicht in frommen Reden und erhabenen Gefühlen erschöpft, sondern uns ganz und gar in seinen Dienst nimmt.

Unser Treffen steht im Schatten der immer noch andauernden Teilung Deutschlands. Die Freude über das Zusammensein mit den Glaubensgenossen aus der Bundesrepublik aber wird auf das schwerste getrübt, weil unsere Brüder und Schwestern jenseits von Elbe und Werra nicht bei uns sein dürfen. Welch eine Ermutigung bedeutete es für sie, an dieser machtvollen Kundgebung des Glaubens teilnehmen zu können. Zu den vielen Bitternissen, die sie zu tragen haben, kommt nun auch der Schmerz, ausgeschlossen zu sein von den Evangelischen Kirchentagen und den Katholikentagen, die in den Jahren nach 1945 Gläubige aus allen Teilen Deutschlands zusammenführten.

Mehr noch als bisher blickt die Bevölkerung zu uns herüber und fragt sich, ob wir sie in ihrem Leid nicht vergessen haben. Sie, die man mit Überredung und Gewalt dem christlichen Glauben entfremden möchte, hat in erster Linie Anrecht auf unser Mitfühlen und unsere aktive Hilfe. Wenn wir an ihrem Leid und ihrer vielfältigen Not vorbeigehen, nehmen wir die gleiche Schuld auf uns wie der Priester und Levit im Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die den, „der unter die Räuber gefallen war“, zwar sahen, aber vorübergingen.

In der Treue und Verbundenheit mit den Schwestern und Brüdern jenseits von Elbe und Werra sollten die Christen ein Beispiel sein. Sie kennen die Kraft des Gebets, das aus der verborgenen Kammer aufsteigt und Gott um Hilfe für die Bedrängten bittet. Unser Volk wird die schreckliche Zeit der Trennung nur überstehen, wenn uns, aus dem Glauben die seelische Kraft zum Durchhalten geschenkt wird. Darum wollen wir Gott in Demut bitten. Er hat uns den Auftrag gegeben, in dieser Welt wahre Gerechtigkeit und wirklichen Frieden zu schaffen. Mögen wir uns in dieser Stunde des Ernstes der Entscheidung bewußt werden, aber auch der Größe der Verheißung, die Gott denen gegeben hat, die sich in seinen Dienst stellen. Dann gewinnen wir die frohe Zuversicht, die Papst Pius XII. in die Worte faßte: „Die Zukunft gehört den Glaubenden und nicht den Ungläubigen und Zweiflern. Die Zukunft gehört den Mutigen, die stark hoffen und handeln, nicht den Kleinmütigen und Unentschlossenen. Die Zukunft gehört den Liebenden und nicht den Hassenden.“

Nach der Feier fanden sich die Gläubigen in den Kirchen der Stadt zu Meditation und Anbetung zusammen.

DER SAMSTAG

Tag der Begegnung

Wie auf allen Nachkriegskatholikentagen war der Samstag der „Begegnung“ vorbehalten. Aus den „Begegnungen“ der mehr als 50 Vereine, Verbände und Gruppen ragten die Veranstaltungen der Jugend, der Heimatvertriebenen und der Gastarbeiter hervor.

Die Feiern der Jugend

Am Morgen feierten 30 000 Jugendliche das heilige Opfer im Eilenriedestadion. Der Bischof von Würzburg, Josef Stangl, zelebrierte die Votivmesse von der Einheit im Glauben und hielt die Predigt.

Am Nachmittag waren es wiederum 30 000 Jugendliche aus allen westdeutschen Diözesen, die in das Stadion gekommen waren, um den Worten des Bundesführers des Bundes deutscher Katholischer Jugend, Felix Raabe, dem Appell des Präsidenten des Katholikentages, Bundesminister Lücke, und dem warmen Gruß des Apostolischen Nuntius, Erzbischof Bafle, zu lauschen. An der Feierstunde, in deren Verlauf das chorische Spiel „Gott war auch in Ninive“ dargeboten wurde, nahmen auch Delegationen der evangelischen Jugend und Auslandsgruppen teil.

Die Feiern der Heimatvertriebenen

In der überfüllten Messehalle 9 feierte am Vormittag der Bischof von Danzig, Carl Maria Splett, mit 20 000 Heimatvertriebenen das heilige Opfer. In seiner Predigt erklärte der Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings, das deutsche Volk wolle keine Feindschaft mit seinen Nachbarn. Alte Wunden sollten nicht aufgerissen werden, und es sei auch keine Rede davon, politische Absichten zu propagieren. Mit Kardinal Wyszynski, dem Primas von Polen, habe er in Rom eine Bücherspende für polnische Theologen vereinbart. Dies sei sicher auch im Sinne der Heimatvertriebenen. Die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, so betonte der Kardinal weiter, hätten am wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik maßgeblichen Anteil. Sie bildeten außerdem ein Bollwerk gegen den

Bolschewismus, den sie am eigenen Leib verspürt hätten. Kardinal Frings forderte die Heimatvertriebenen zur Dankbarkeit für alle Hilfe auf, die sie in der Bundesrepublik erfahren haben. Schließlich erinnerte der Kardinal an Papst Pius XII. und den früheren Nuntius in Deutschland, Aloisius Muench. Pius XII. sei einer der ganz wenigen gewesen, die unmittelbar nach dem Zusammenbruch des deutschen Volkes ihre Stimme für uns erhoben haben. Dies werde nicht vergessen werden.

Danach trafen sich die Heimatvertriebenen, nach Diözesen gegliedert, zu Gespräch und Aussprache.

Die Feiern der Gastarbeiter

Ebenfalls in den Messehallen feierten die italienischen und spanischen Gastarbeiter die heilige Messe, in der Halle 9 mögen es ca. 5000 Spanier gewesen sein, die dem Pontifikalamt des Bischofs von Tuj (Galicien), José López Ortiz OESA, beiwohnten (die Predigt hielt der Weihbischof von Valencia, Rafael González Moralejo). Bei dem Pontifikalamt in der Halle 7 waren ca. 2000 Italiener zugegen; es wurde vom Erzbischof von Udine, Giuseppe Zaffonato, zelebriert. Das anschließende Beisammensein der beiden Gruppen, für niedersächsische Augen und Ohren in mancherlei Hinsicht ungewöhnlich, dauerte über Stunden.

Die Feier der Statio

Im schon nächtlichen Niedersachsenstadion versammelten sich dann am Abend 40 000 Gläubige mit ihren Oberhirten zur Feier der Statio. Die Feier wurde eingeleitet mit einem Referat von Chefredakteur Otto B. Roegele über das Thema „Vigil des Weltkonzils“.

Die Rede Dr. Roegeles

Augehend vom Doppelsinn des Wortes Vigil, behandelte Roegele drei Fragen:

Was bedeutet uns das Konzil? Was bringen wir dem Konzil? Was haben wir für das Konzil zu tun?

I

Was bedeutet uns das Konzil?

...In früheren Zeiten sind Konzilien so gut wie immer aus zwei Gründen einberufen worden: Entweder gab es Meinungsverschiedenheiten über eine wichtige Glaubensfrage, die entschieden werden mußte, weil sonst Häresie und Spaltung drohte, oder es gab schreiende Mißstände in der Kirche, die beseitigt werden mußten, weil das Ärgernis die Glaubwürdigkeit der Botschaft Christi verdunkelte. Das kommende Konzil ist von allen früheren unterschieden, weil es heute weder einen Glaubensstreit noch überdimensionale Mißstände gibt...

Aber warum hat der Papst dann ein Konzil einberufen, wenn es nicht die in der Geschichte herkömmlichen Gründe waren, die ihn dazu veranlaßten?

Schon bei der ersten Ankündigung seines Planes hat der Heilige Vater das Leitmotiv des Konzils angegeben: Das Vaticanum II soll eine innere Erneuerung und Verlebendigung der Kirche bringen, es soll die Kirche aktivieren und mobilisieren, soll sie fähiger machen, die moderne Welt zu verstehen und ihr zu geben... was sie braucht.

In diesem Zusammenhang wird auch oft das Wort Anpassung gebraucht. Aber dieser Begriff hat in unserer

Sprache eine etwas zwielfältige Bedeutung. Natürlich soll die Kirche sich nicht in dem Sinne an die Welt anpassen, daß sie sich ihr gleichförmig macht. Aus dem „In der Welt“ kann und wird nie ein „Von der Welt“ werden. Vielmehr geht es um eine Anpassung der Mittel und Methoden, vor allem in der Seelsorge, damit die Kirche ihre ewig unveränderliche Sendung in der veränderten und sich auch weiterhin wandelnden Welt besser als bisher erfüllen kann.

Aus dieser neuartigen Zielsetzung ergeben sich auch in der Vorbereitung des kommenden Konzils einige wichtige neue Gesichtspunkte:

Einmal ist es ein Konzil, das der Papst ganz und gar aus eigenem, spontanem Entschluß einberufen hat. Früher war das meist nicht so...

Der zweite Unterschied gegenüber früheren Konzilien besteht darin, daß auch die Themen, die zur Verhandlung anstehen, nicht von drängenden, äußeren Notwendigkeiten diktiert sind... Natürlich gibt es auch heute das Menschlich-Allzumenschliche in der Kirche... Aber von einer dramatischen Zuspitzung, die das Ganze der Kirche in Gefahr bringen könnte, wird auch der kritischste Beobachter heute nicht sprechen...

Der dritte Punkt, in dem sich das bevorstehende Konzil von früheren unterscheidet, ist in der Art und Weise der Vorbereitung deutlich geworden. Erstmals in der Kirchengeschichte hat der Papst eine Umfrage an alle Bischöfe der Welt gerichtet, um herauszufinden, welche Probleme... es gibt, worüber also auf dem Konzil beraten werden soll. Diese gigantische Meinungsbefragung ergab einen Überblick über die Lage der Kirche in allen Erdteilen und lieferte Rohstoff für die Konzilsarbeiten.

Man darf sicher sein, daß Rom diese außergewöhnliche Initiative nicht aus Mangel an eigener Phantasie ergriff, sondern deshalb, weil schon in der Vorbereitung des Konzils die Kirche in ihrer Gesamtheit in Erscheinung treten sollte, als positive Antwort auf den beherrschenden Vorgang unserer Gegenwart: das Zusammenwachsen der Menschheit. Das Konzil wird in Rom abgehalten, aber es wurde in aller Welt vorbereitet...

Der vierte Unterschied zeigt sich im System der Vorbereitungskommissionen, die den ungeheuren Rohstoff des Umfrage-Ergebnisses — rund fünfzehn Bände von Lexikonformat — sichten, ordnen und in mehr oder weniger beschlußreife Entwürfe zusammenfaßten. Zehn dieser Kommissionen und Sekretariate entsprechen ziemlich genau den Behörden der römischen Kurie, die für die ständige Regierung der Kirche tätig sind. Zwei fallen aber ganz aus diesem Rahmen: die Kommission für das Laienapostolat und das Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen. Für diese beiden Vorbereitungsgremien gibt es kein Vorbild, weder bei früheren Konzilien noch im Behördenschema der kirchlichen Zentralverwaltung. Mit einigem Abstand läßt sich das auch von dem Sekretariat für Presse, Funk und Film sagen...

Wenn wir nach alledem die Frage wiederholen, was uns das Konzil bedeutet, so fällt die Antwort nicht schwer: Das Konzil bedeutet eine ungeheure Anstrengung der gesamten Kirche, eine Anstrengung, die sich zugleich nach innen und nach außen wendet. Die Kirche weiß..., daß die Menschheit führerlos am Rande des Selbstmordes entlangtaumelt. Sie weiß, daß die ungeheure Steigerung der Möglichkeiten des Menschen von der Psycho-Chirurgie bis zur Wasserstoffbombe zugleich auch seine äußerste Gefährdung mit sich gebracht hat. Sie weiß, daß sie in

unserer Welt vielleicht noch mehr gebraucht wird als in jedem Jahrhundert zuvor: als Erzieherin, als Ratgeberin, als Hüterin der Menschheit und der Menschlichkeit in ihr... Ihr großes Problem besteht darin, daß die gleiche Menschheit, die zwischen höchstem Jubel über Weltraumtriumphe und tiefem Pessimismus über ihre Zukunftschancen hin und her gerissen wird..., doch nicht erkennt, wo allein Rettung zu finden ist. Das Konzil hat die Aufgabe, in diese Mauer eine Bresche zu schlagen... Gibt es einen unter uns, der es über sich brächte, seine Mitarbeit an diesem Werk zu verweigern?

II

Was bringen wir dem Konzil?

Damit sind wir eingetreten in den Bereich unserer zweiten Frage: Was bringen wir dem Konzil? In dieser abendlichen Stunde... drängt sich als erste und wichtigste Antwort auf die Lippen: unser Gebet. Der Heilige Vater wird nicht müde, uns aufzurufen zum Mitbeten für das Gelingen des Konzils, und er hat diesen Ruf nicht begrenzt auf die römisch-katholische Kirche, er hat die Christen aller Konfessionen dazu aufgefordert... Sein Ruf hat ein vielfältiges Echo gefunden. In evangelischen und orthodoxen Kirchen wird für das Konzil schon heute gebetet, wie auch in katholischen Kirchen um Gottes Segen für die Versammlung des Weltkirchenrats in Neu-Delhi gebetet worden ist. Gibt es ein schöneres und wirksameres Zeugnis dafür, daß die Christenheit in Bewegung gekommen ist, daß sie Wege sucht, ihre Trennung zu überwinden und ihre Einheit wiederzufinden?

Lassen Sie mich in dieser Stunde ein kritisches Wort zu unserem öffentlichen Beten sagen. Es ist damit etwas merkwürdig bestellt. Wer als „Herr vom anderen Stern“ zu uns in die Sonntagsmesse kommt, der kann im allgemeinen nicht ahnen, daß unser Volk bedroht ist, daß fast ein Drittel der Deutschen unter dem Joch eines terroristischen Systems lebt... Der „Herr vom anderen Stern“ kann auch kaum merken, daß die Kirche vor großen Ereignissen steht. Er hört davon so gut wie nichts, jedenfalls im Beten der Gemeinde. Wir beten... für unsere privaten Sorgen... Aber wo bleibt unser öffentliches Gebet für das Konzil, für die Männer, die dort Verantwortung tragen...? Wo bleibt das himmelstürmende Gebet der Gemeinde für unser geteiltes Land, für unseren bedrohten Staat? Was für ein Gegensatz besteht oft zwischen den dramatischen Schlagzeilen in der Zeitung und dem idyllisch-traditionellen Beten der Gemeinde...

Dabei sollten die deutschen Katholiken sich eigentlich in besonderer Weise dazu gedrängt fühlen, ist doch der deutsche Anteil an den Vorbereitungen des Konzils außerordentlich groß — und damit auch außerordentlich ehrenvoll und verpflichtend. Das gilt sowohl in personeller wie in sachlicher Hinsicht.

Nicht nur in der Zentralkommission, auch in fast allen Fachkommissionen sind Bischöfe, Professoren, Welt- und Ordensgeistliche aus Deutschland in sehr viel höherem Maße vertreten, als dies dem zahlenmäßigen Anteil der 25 Millionen deutscher Katholiken an den 500 Millionen katholischer Christen in aller Welt entspräche. Auch ist es kein Zufall, daß der Präsident des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen, eine der allerwichtigsten Positionen des Konzils, ein Kardinal aus Deutschland ist... Was die Mitwirkung deutscher Bischöfe und Theologen an der Konzilsvorbereitung angeht, so kann die

Frage, was wir dem Konzil bringen, sehr positiv beantwortet werden.

Dasselbe kann geschehen, wenn man die Themen und Vorschläge ins Auge faßt, die das Konzil voraussichtlich beschäftigen werden... Wir dürfen, ohne in Überheblichkeit und Eigenlob zu verfallen, die schlichte Tatsache feststellen, daß das Konzil sich in weiten Bereichen anschickt, die Ernte der deutschen Theologie der letzten Jahrzehnte in die Scheune der Weltkirche einzubringen. Wir dürfen ferner feststellen, daß der deutsche Anteil an den großen Erneuerungsbewegungen im Katholizismus, an der Liturgischen Bewegung, an der Bibelbewegung und an der Ökumenischen Bewegung, gleichfalls in breitem Strom in die Konzilsarbeit eingegangen ist...

Die deutschen Katholiken haben ferner durch das Hilfswerk „Misereor“ gegen Hunger und Krankheit und durch das Hilfswerk „Adveniat“ für die Seelsorge in Lateinamerika einen weithin beachteten Beitrag geleistet zur Erneuerung der Kirche und zur Glaubhaftmachung ihres Zeugnisses. Auch wer große Worte scheut, wird anerkennen müssen, daß „Misereor“ und „Adveniat“ ähnlich zeichenhaft am Eingang einer neuen kirchengeschichtlichen Epoche stehen wie etwa die Pilgerheime und Krankenhäuser am Eingang des europäischen Mittelalters.

III

Was können wir für das Konzil tun?

Diese Erwägungen führen uns nun unmittelbar hin zu der dritten Frage, die wir uns vorgenommen haben, zu der Frage: Was können wir für das Konzil tun?

Eine erste Antwort hierauf haben wir vorhin schon gehört...: Wir schulden dem Konzil vor allem den Dienst unserer Fürbitte.

Eine zweite Antwort ergibt sich aus der Art und Weise, wie sich das Konzilsgeschehen weiter entwickelt. Man rechnet allgemein damit, daß die Vollversammlung der Bischöfe, die am 11. Oktober dieses Jahres beginnt, vor Weihnachten unterbrochen wird. Im Frühjahr 1963 dürfte sie dann ihre Wiederaufnahme und Fortsetzung finden. Es leuchtet ein, daß die Intervalle zwischen den beiden — und vielleicht noch folgenden — Sitzungsperioden von intensivster Arbeit ausgefüllt sein werden. Manche Themen werden dann auch zur öffentlichen Erörterung stehen, zumal solche, die für das Verhältnis zwischen den Konfessionen von Belang sind. Nicht alles wird dabei in voller Harmonie vor sich gehen. Es wird eine wichtige Aufgabe der Publizistik sein, durch gediegene Information und konstruktive journalistische Arbeit mitzuhelfen, daß die reichen Möglichkeiten, die das geistige Deutschland gerade auf diesem Gebiet bereithält, auch wirklich genutzt und fruchtbar gemacht werden.

Eine dritte Antwort geht von der geschichtlichen Erfahrung aus. Wenn das Konzil in der Peterskirche seinen feierlichen Abschluß gefunden hat, wenn die Bischöfe wieder nach Hause gekommen sind, wenn der kirchliche Alltag wieder beginnt — dann schlägt die große Stunde des kleinen Mannes, der nicht in Rom dabei war... Denn auf ihn kommt es dann an, was aus den Konzilsbeschlüssen wird, wie weit sie verwirklicht werden und wie weit sie Papier bleiben. Es ist ja nicht so, als wäre durch die Tätigkeit des Konzils allein die Kirche bereits reformiert... Wenn der Wille des Konzils von der Trägheit der Masse an der Peripherie der Kirche sabotiert... wird, dann ist das Konzil umsonst abgehalten worden...

Auch über Erfolg oder Mißerfolg des Zweiten Vatikanischen Konzils werden die Frontsoldaten der Seelsorge, werden die aktiven Laien in Beruf und Pfarrei, die Eltern zu Hause und die Lehrer in der Schule... mitentscheiden müssen. Das legt uns allen eine große Verantwortung auf, und diese Verantwortung beginnt nicht erst dann, wenn das Konzil zu Ende geht, sondern schon heute, eigentlich hat sie schon gestern und vorgestern begonnen. Denn wer verstehen will, was die Konzilsväter mit diesem oder jenem beabsichtigen, der muß auch die Vorgeschichte ihrer Bemühungen kennen, die Lage, auf die sie sich beziehen und die sie ändern wollen, die Motive, die dazu geführt haben... Deshalb ist eine zuverlässige und umfassende Information über das Konzilsgeschehen, zumal über jene Abschnitte, die für das Verständnis allgemein bedeutsamer Beschlüsse erforderlich sind, von so großer Bedeutung. Wir Journalisten sind... den deutschen Bischöfen... dankbar, daß sie während des Konzils eine eigene Informations- und Dokumentationsstelle für die Presse des deutschen Sprachgebietes in Rom einrichten werden.

Eine letzte Antwort auf die Frage, was wir für das Konzil tun können, lenkt uns zurück an den Anfang unserer Betrachtung... Alle diese schier erdrückenden Aufgaben, die wir vor uns sehen, dürfen uns weder stolz noch mutlos machen. Wir sollen wissen: Wir sind nicht allein... Sowenig übertriebene Erwartungen berechtigt sind — das kommende Konzil wird, obschon es durchaus das letzte sein kann, keineswegs alle Probleme von Kirche und Welt zu Ende lösen können... —, sowenig brauchen wir kleinmütig zu sein...

Daß fast tausend Theologen aus aller Welt regelmäßig in Rom zusammenkommen und ihre Erfahrungen austauschen, ist ein Erfolg des Konzils, der schon heute feststeht. Daß die ganze Christenheit in Bewegung gekommen ist, daß ein ökumenischer Frühling angebrochen ist, der auch Länder erfaßt, die bisher ganz winterlich erschienen sind; daß Rom in Gesinnung und Sprechweise liebevoll Rücksicht nimmt auf Christen anderer Konfession, wie anderseits entschiedene Protestanten — in diesem Zusammenhang sei das Wort einmal erlaubt — ihr Verhältnis zur katholischen Kirche überprüfen und versachlichen, auch das ist ein Erfolg des Konzils, der schon heute feststeht.

Hier obwaltet eine Dynamik, die das Konzil übersteigt. Hier ist eine Grundwelle losgebrochen in der Christenheit, die nicht mehr zur Ruhe kommen wird, bevor es wieder eine Herde und einen Hirten gibt. Wer ein Gefühl für Dimensionen hat, der spürt, daß es nicht mehr nur um menschliches Wollen und Streben geht...

Die Mahnung, nicht zu vergessen, daß es nicht bloß auf uns ankommt, hat aber noch einen weiteren, einen tieferen Grund. Er ist vorzüglich geeignet, uns in der rechten Demut zu halten. Das Blut der Martyrer ist der Same neuer Christen. So hieß es während der Verfolgungen des römischen Imperiums, und die Geschichte hat es bestätigt. Nun, auch unser Jahrhundert sieht die Kirche... unter Verfolgung und Leidensdruck. Wir brauchen nur über den Eisernen Vorhang hinüberzuschauen, der unser eigenes Volk zerteilt. So spärlich auch die Nachrichten sein mögen, die aus den Verfolgungsländern zu uns dringen — es kann gar kein Zweifel daran sein, daß tausend und abertausend Christen heroische Opfer bringen... und ihre Qual in den Abgrund werfen, der die Menschheit zu verschlingen droht, um ihn auszufüllen und die Barmherzigkeit Gottes herabzurufen...

Für die anschließende Vigilfeier, die von Kardinal *Bea* assistiert wurde, hatte der Erzbischof von Paderborn, Lorenz *Jaeger*, das Feuer geweiht. Während des Lucernariums trugen 24 Priester das Licht in das Rund des Stadions, damit jeder der 40 000 seine Kerze am geweihten Licht entzünden konnte. Nach den Lesungen, unterbrochen von Wechselgesängen, wurden Evangelium, Kelch und Kreuz für den Sonntagsgottesdienst feierlich begrüßt. Mit den Fürbitten und dem Segen schloß die Feier.

DER SONNTAG

Der letzte Tag

Am Sonntag feierte der Apostolische Nuntius, Erzbischof *Corrado Bafle*, auf dem Schützenplatz eine Pontifikalmesse. An ihr nahmen ca. 160 000 Gläubige teil. Die Predigt hielt der Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria *Janssen*, in der er besonders der Gläubigen in der Zone gedachte und einen „Gruß des Friedens“ nach Tschenschow sandte, „wo zur gleichen Stunde die Katholiken Polens mit ihren Oberhirten zur Wallfahrt versammelt sind“.

Die Schlußfeier

Am frühen Nachmittag kamen alle noch einmal auf dem Schützenplatz zusammen. Nach vorsichtigen Schätzungen sollen es ca. 200 000 Menschen gewesen sein. Den Reigen der Reden eröffnete der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Karl Fürst zu *Löwenstein*.

Die Rede des Präsidenten des Zentralkomitees

Als wir vor vier Tagen in den großen Messehallen vor 16 000 Teilnehmern, vor unseren Bischöfen, vor vielen lieben und uns sehr wichtigen Gästen den Katholikentag eröffnen konnten, haben wir gebeten, diese Tage freudigen Herzens zu dem zu benützen, zu dem sie bestimmt seien, zu brüderlicher Begegnung, zu erster Besinnung auf die Aufgaben eines katholischen Christen in unserem Lande und in dieser Zeit, zum Bekenntnis des Glaubens und zum gemeinsamen Gebet. Heute dürfen wir dankbaren Herzens sagen, daß das gelungen ist.

Wir sind uns wirklich nähergekommen, wir wissen nun besser um die gegenseitigen Anliegen und um deren Gemeinsamkeit. Uns Ortsfremden haben das die Hannoveraner und Niedersachsen ja leicht gemacht:

Wir haben nicht nur Gastfreundschaft vorgefunden, sondern offene Herzen. Und unsere Redner und Prediger haben an den Katholiken dieser Diözese ein herrliches Publikum gefunden: dankbar und geduldig, wenn es manchmal etwas lang dauerte. Gemeinsam haben wir gebetet und das Bekenntnis des Glaubens mit großem Ernst erneuert. Fast hat es uns manchmal überrascht, daß man inmitten einer so modernen Großstadt so gut beten kann. Hier haben wir ja keine altehrwürdige Kathedrale, keinen trauten Herrgottswinkel vorgefunden — und trotzdem haben die Tage in Hannover nicht nur ein Bekenntnis, sondern eine Erneuerung des Glaubens bedeutet. Vielleicht gerade, weil uns hier gar nicht gestattet war, im Schatten lieber Traditionen stehenzubleiben, haben wir im Licht des Tages, wie er hier und heute abläuft, unsere Glaubensüberzeugung überprüft — und sie hat die Prüfung bestanden. Es ist uns nicht geschenkt worden. Es wurde gesagt: wenn in unserer Zeit Kirche und Religion das öffentliche Leben nicht mehr zu prägen

vermögen — dann liege das nicht an der großen Zahl der Ungläubigen, sondern am Unglauben der Gläubigen, an uns, die wir zwar festhalten am Väterglauben, ihn aber nicht mehr ernst nehmen als die ordnende Kraft unseres persönlichen Lebens. Da das Dienen, und zwar als Maßstab unseres Glaubens, das eigentliche Thema dieses Katholikentages geworden ist, kehren wir nicht gerade mit leichtem Gepäck von Hannover zurück...

So sind wir fast etwas entmutigt, zumal der Präsident dieses Katholikentages, Minister Lücke, ja gesagt hat — der Katholikentag werde nicht danach beurteilt werden, was dabei geredet wurde, sondern was daraufhin geschah. Zum Trost in dieser Sorge darf ich Ihnen berichten, daß schon etwas geschehen ist. Und es ist besonders trostreich, daß es persönlicher Initiative entsprang und keinerlei organisatorischen Aufwand braucht.

Es handelt sich um das entsetzliche Unglück, das — wie man glaubt — auf ein deutsches Medikament zurückzuführen ist, wonach allein in unserem Land in den letzten Monaten über 5000 Kinder verstümmelt zur Welt kamen. Dazu haben sechs katholische Frauen auf diesem Katholikentag eine Erklärung abgegeben, die ich jetzt vorlesen darf.

Ein Wort katholischer Frauen zu einer Gegenwartsnot

Eine große Zahl von Müttern wurde in jüngster Vergangenheit infolge von Medikamenten in großes Leid gebracht. Es kamen Kinder mit mißgebildeten Gliedern zur Welt.

Gott sei Dank, daß die unmittelbare Gefahr weiterer Fälle überwunden erscheint. Wir glauben, daß die heutige Heilkunde, Heilerziehung und Gesetzgebung wesentliche Hilfen dafür bereitstellen, daß auch diese Kinder zu einem erfüllten und segensvollen Leben kommen können. Trotzdem drängen uns die betroffenen Kinder und Familien selbst, die unter uns leben, sowie die in der Öffentlichkeit geführten Auseinandersetzungen zu einem Wort von Frau zu Frau.

Mehr als an die wenigen Frauen, die die Kraft, das geschädigte Kind zu bejahen, nicht aufbrachten, denken wir an die Mütter, die getragen vom Glauben an die Heiligkeit und Würde jedes Menschenlebens und aus der Liebe zu ihrem Kinde dieses bejahen und es in täglicher Tapferkeit und in Liebe aufziehen. Unsere Kirche, ja die ganze Welt schulden diesem großen Dienste Dank.

Nach Gott kann wohl nur die Frau ermessen, zu welchen Opfern eine Frau durch diese Not gerufen ist. Wir richten darum auch nicht über jene Frauen, die es nicht zu schaffen wagten.

Aber als Frauen eines Volkes, in dessen Namen ein unbarmherziges Regime in namenlosen Verbrechen an unschuldigen Leben die Folgen des Wortes vom lebensunwerten Leben sichtbar machte, bitten wir alle, gerade diesen Kindern gegenüber auf den zu hören, der gesagt hat: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, nimmt mich auf.“

Die Natur der Not, von der wir sprechen, verlangt, wie wir glauben, keine neue Organisation der Hilfe. Wir bitten aber jede Mutter, die sich in solcher Not allein sieht, sich vertrauensvoll an uns zu wenden. Wir versprechen ihnen jede mögliche Hilfe. Wir rufen alle Frauenverbände und Familienorganisationen auf, uns dabei zu helfen. Wir bitten alle Frauen um Solidarität gegenüber diesen Müttern. Die Ärzte und Krankenhäuser und Krankenschwestern sowie die meinungsbildenden Einrichtun-

gen bitten wir, unser Wort an alle Frauen zu tragen, die des Trostes und der Hilfe bedürfen, sowie zu allen Frauen, die uns helfen wollen zu helfen.

Frau Marianne Dirks, Köln, Frau Rösels Lücke, Bensberg/Köln, Frau Dr. Lotte Schiffler, Frankfurt, Frau Dr. med. Hilde Westrick, Berlin, Frau Elisabeth Zillken, Dortmund, Frau Dr. Pünder, Berlin.

Wir danken unseren tapferen Frauen für dieses gute Wort besonders, weil sie uns alle wieder gelehrt haben, wie sehr die Menschlichkeit, der Humanismus, mit dem Glauben, mit der Gotteskindschaft eines jeden Menschen zusammenhängt...

Das tiefste menschliche Leid, das uns auf diesem Katholikentag ständig begleitet, war die Zerreißen unseres Volkes, die dazu führt, daß die deutschen Katholiken jenseits von Elbe und Werra — die uns gerade hier räumlich so nahe sind — erstmals nicht teilnehmen dürfen. Unser Staatsoberhaupt hat in der Abendstunde im Stadion gesagt, in der Treue und Verbundenheit mit ihnen müßten die Christen ein Beispiel geben. Nun, ich glaube, das ist in diesen Tagen geschehen. Die Brücke des Opfern und Betens, von der der Bischof von Meissen in seinem Grußtelegramm gesprochen hat, ist errichtet worden. Nun müssen auch wir dazu helfen, daß auf unserer Seite diese geistige Brücke ein festes Fundament hat, daß bei uns in der Bundesrepublik Deutschland das öffentliche Leben gesund erhalten wird. Zu dieser Mitverantwortung für Gesellschaft und Staat hat sich dieser Katholikentag mehrfach und ausdrücklich bekannt...

Als junger Student habe ich den Katholikentag in München 1922 erlebt, wie der Präsident jenes Katholikentages sich große Sorge darüber machte, ob die deutschen Katholiken in der damaligen tiefsten Not ihres Landes bereit seien, mitzuhelfen, die noch so junge demokratische Volksgemeinschaft aufzubauen.

Er sagte dabei wörtlich: „Soweit wir das irgendwie können, müssen wir mit Bestrebungen Gleichgesinnter im evangelischen Lager Hand in Hand gehen und suchen, uns gegenseitig zu unterstützen und zu fördern.“ Dieser Präsident des Münchener Katholikentages von 1922 war Oberbürgermeister von Köln und hieß Dr. Konrad Adenauer. Er ist auch auf diesen Katholikentag gekommen als unser alter Bundeskanzler: und ich glaube, aus der gleichen Sorge wie damals...

Die Ansprache des Bundeskanzlers

In einer kurzen Ansprache dankte dann Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer allen, die die Tage von Hannover mitgestaltet haben. „In einer Zeit wie der unsrigen, die erfüllt ist von harten Gegensätzen, von Streit, von Kampf, von Materialismus, ist eine solche Quelle, ein solcher Born geistiger Betrachtung, geistiger Überlegung, seelischer Prüfung, seelischer Erneuerung von entscheidender Bedeutung.“

Insbesondere sprach der Bundeskanzler seine Freude darüber aus, „wie bei uns in Deutschland die beiden christlichen Kirchen nebeneinanderstehen in gemeinsamer Arbeit für das Christentum, für die geistigen Werte“.

In einer weiteren Ansprache machte der Präsident der Delegiertenversammlung der katholischen Verbände, Erwin Häussler, das Plenum mit dem Willen und dem Verlauf der Delegiertenversammlung von Hannover bekannt. Ihm schloß sich das Wort des Präsidenten des Katholikentages, Bundesministers Lücke, an: Katholische

und evangelische Christen in Deutschland müßten in der Bedrängnis der Gegenwart brüderlich im Zeichen Gottes zueinanderstehen. Der Welt der Gottlosigkeit und des militanten Atheismus setzte dieser Katholikentag die Welt des Glaubens entgegen. Die in Hannover herausgestellten Aufgaben der deutschen Katholiken, ein freiwilliges Sozialjahr für Mädchen, eine „Legion des guten Willens“ für die Entwicklungsländer und die verstärkte Sorge für die Gastarbeiter und ausländischen Studenten, seien eine „Kampfansage an Unglauben, Undankbarkeit und Lieblosigkeit“.

Die Botschaft des Heiligen Vaters

Nach der Ansprache des Apostolischen Nuntius, Erzbischof Corrado Bafle, in der besonders der Heimatvertriebenen und Diasporakatholiken rühmend gedacht wurde, wurde die Botschaft des Heiligen Vaters an den 79. Deutschen Katholikentag übertragen. Sie lautet:

Geliebte Söhne und Töchter!

Mit tiefer Freude nehmen Wir in diesen Tagen im Geiste lebendigen Anteil am 79. Deutschen Katholikentag. Zur Feier des diesjährigen Katholikentages seid ihr, um eure Bischöfe geschart, in Hannover, der Hauptstadt Niedersachsens, zusammengekommen, einem gewichtigen Zentrum des kulturellen Lebens, des Handels, der Industrie und zugleich der volkreichsten Stadt der Diözese Hildesheim. Die Diözese Hildesheim liegt Uns besonders am Herzen wegen ihres großen Werkes zum Besten der Heimatvertriebenen, die der Zahl nach genau zwei Drittel ihrer eigenen Gläubigen ausmachen.

Mit herzlicher Zuneigung grüßen Wir daher vor allem diejenigen, die sich eine neue Existenz in neuer Umgebung schaffen mußten und mit Großmut und unbegrenztem Vertrauen in die göttliche Vorsehung ihr neues Leben aufgenommen haben.

Ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne aus Klerus und Laienstand, euch allen, die ihr am diesjährigen Katholikentag teilnehmt und die Wir euch bei euren eindrucksvollen Versammlungen gern mit eigenen Augen schauen würden, euch gilt Unser bewegter, väterlicher Gruß.

Das Thema eurer Zusammenkunft lautet: „Glauben, Danken, Dienen“. Bei der Wahl dieses Leitwortes beseele euch der Eucharistische Weltkongreß von München — „Pro mundi vita — Für das Leben der Welt“ —, dessen Bekundungen starken Glaubens und dessen Geist weltumfassender Brüderlichkeit ihr heute erneuern wollt.

I

Vor allem: „Steht fest im Glauben“ (1 Kor. 16, 13). So mahnt der heilige Paulus. Der Glaube ist das höchste aller Güter, höher noch als das Leben selbst, weil wir durch ihn mit dem verbunden werden, der Schöpfer und Spender allen Lebens ist. Dieser Glaube ist so sicher, daß selbst Himmel und Erde vergehen werden, ehe das Wort Gottes vergeht (vgl. Luk. 21, 33); und es liegt in der Macht eines jeden Menschen, den Glauben entweder in all seiner Fülle anzunehmen oder aber sich einen Ausweg in Zweifel und Lauheit zu suchen. Die Anerkennung Gottes, seine Verehrung und die Achtung seiner Rechte verlangen ernsthaftes geistiges Bemühen und freie Zustimmung des Willens. Stehet daher fest im Glauben, und bekennet ihn mit Freimut, ohne Scheu und nicht abgeschwächt durch Vorbehalte, die im privaten wie im öffentlichen Leben oft vorteilhaft erscheinen möchten. Vorbehalte solcher Art

entspringen materialistischer Geisteshaltung oder einem Opportunismus, die letzten Endes nur einen schwachen Charakter oder den Glauben gefährdenden Egoismus verbergen. Geliebte Söhne und Töchter, es gibt nur einen Glauben und einen Herrn Jesus Christus, der in der Kirche und durch ihr Lehr- und Hirtenamt sein Erlösungswerk fortsetzt bis an das Ende der Zeiten.

II

Für diesen Glauben und für die besondere Gnade, daß wir ihn in Freiheit bekennen dürfen, wollen wir Gott immer und überall Dank sagen, wie es in begeisternden Worten im Magnificat geschieht: „Hochpreist meine Seele den Herrn!“ Darin ahmt die Apostel nach, steht in brüderlicher Gemeinschaft zusammen, „im Brotbrechen und im Gebet“ (Apg. 2, 42). So nannten die ersten Christen schon die in den Leib und das Blut Christi verwandelten Opfertage „Eucharistia“, das heißt „Danksagung“. Die heilige Messe ist das große Dankopfer, in dem die Gottesverehrung in ihrer ganzen Fülle und mit all ihren Aufgaben zur Darstellung kommt.

Euer Dank gegen Gott und den Nächsten gibt auch Uns Anlaß zu einem Wort des Dankes für das viele Gute, das die deutschen Katholiken durch die beiden großen Werke „Misereor“ und „Adveniat“ zur Linderung der Not in der Welt beitragen. Beide Werke verwirklichen in beispielhafter Weise das Schriftwort: „Der eine trage des anderen Last“ (Gal. 6, 2).

III

Aus dem Glauben und aus der Haltung des Dankens erwachsen im verantwortungsbewußten Menschen, vor allem im Christen, Drang und Neigung zu helfendem Dienen. Von Christus heißt es eigens: „Er ist nicht gekommen, bedient zu werden, sondern zu dienen“ (Matth. 20, 28). So ist die Geschichte der Kirche auch ein einziger, von ungezählten Menschen verwirklichter Lobpreis auf dieses göttliche Beispiel. Bei dieser Gelegenheit kommt Uns eines eurer musikalischen Genies in den Sinn, Beethoven, von dem gesagt wird, daß er sein ganzes Leben und Wirken unter das Leitwort „Dienen“ gestellt hat. Gerade in einer Zeit, in der die Selbstsucht allgemeine Lebensregel zu werden droht, trifft uns Christen die Pflicht, in selbstlos dienender Liebe ein hochherziges und leuchtendes Beispiel unter den Menschen zu geben. Und tatsächlich bleiben auch heute, trotz der gewaltigen Inanspruchnahme staatlicher Vorsorge und öffentlicher Leistungen, dem einzelnen viele Möglichkeiten offen, in persönlicher Verantwortung das Zeugnis echter Nächstenliebe abzulegen. „Denn Arme habt ihr allezeit unter euch“ (Joh. 12, 8):

leidende, kranke und vereinsamte Menschen, die unserer steten brüderlichen Hilfe bedürfen — sie sollen nicht vergeblich warten. Vergesst nie, daß Christus es war, der uns sagte: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan“ (Matth. 25, 40).

Ein Wort anerkennenden Dankes möchten Wir schließlich noch an jene richten, die sich in diesen Jahren der großen Zahl der Gastarbeiter angenommen haben und es weiterhin tun. Euch aber, geliebte Söhne und Töchter, insbesondere aus Italien, Spanien und Griechenland, die ihr in brüderlicher Gesinnung zum Katholikentag nach Hannover eingeladen worden seid, gilt ein besonderer Gruß. Zu erfahren, daß ihr in deutschen Landen gut aufgenommen werdet und eure Pflichten ehrenhaft erfüllt, ist Anlaß zur Freude, während Wir Gott bitten, in einem jeden von euch den Glauben und die religiösen Pflichten lebendig zu halten.

Geliebte Söhne und Töchter Deutschlands! Unsere Augen können euch nicht schauen, aber mit dem Herzen sind Wir euch nahe. Freuet euch und vollendet in der Gnade Gottes diese festlichen Tage, die ihr unter das dreifache Leitwort gestellt habt: „Glauben, Danken, Dienen“. Mit diesem Vorsatz bereitet ihr euch auf die Feier des Zweiten Vatikanischen Konzils vor. Es soll zur Erneuerung aller Gläubigen in Christus beitragen, auf daß die Kirche in neuer Heiligkeit erstrahle. In dem Maße, in dem ihr Christus nachfolgt und unter euch eins seid, werden die Wege der göttlichen Vorsehung sich ebnen, und das Wehen des Heiligen Geistes wird überall in der Welt „neue Himmel und neue Erden“ (2 Petr. 3, 13) bereiten.

Im Lichte solcher geistigen Schau und mit diesem innigen Wunsch erteilen Wir aus der Fülle des Herzens den hier anwesenden Bischöfen, unseren geliebten Brüdern, den Vertretern der hohen weltlichen Behörden, den Priestern wie allen, die ihnen im Dienst zum Heil der Seelen zur Seite stehen, und euch allen, geliebte Söhne und Töchter, die ihr an dem großen Treffen in Hannover teilnehmt, allen deutschen Familien, wo immer sie auch leben, als Unterpfeiler reichster himmlischer Gnaden Unseren besonderen Apostolischen Segen.

In einem letzten Wort an die Versammelten dankte der Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria *Janssen*, allen, die bei der Vorbereitung und Gestaltung des Katholikentages mitgeholfen haben. Er erwähnte dabei auch ausdrücklich die Evangelisch-lutherische Landeskirche. Die Versammlung forderte er auf, den Reichtum, den Ernst, die Freude und die Frömmigkeit der Tage von Hannover zu bewahren.

Mit dem Sakramentalen Segen schloß die Feier.

Die Stimme des Papstes

Motu proprio „Appropinquante concilio“

Am 6. September 1962 veröffentlichte der „Osservatore Romano“ das Motu proprio Appropinquante concilio, mit dem der Papst die Veröffentlichung der Konzils-geschäftsordnung bekanntgibt. In derselben Ausgabe brachte der „Osservatore Romano“ einen Auszug aus den wichtigsten Bestimmungen der Geschäftsordnung selbst (vgl. ds. Heft, S. 55). Wir geben den Wortlaut des Motu proprio in eigener Übersetzung wieder.

Schon jetzt vor Beginn des Zweiten Ökumenischen Vatikanischen Konzils werden Wir mit großer Freude erfüllt beim Gedanken an das nunmehr so nahe und wunderbare Ereignis, das die gewaltige Zahl der Bischöfe darstellt, die aus aller Welt in diese ehrwürdige Stadt kommen, um am Grabe des Apostelfürsten gemeinsam mit Uns über die schwierigsten Probleme der Kirche zu beraten. Und Wir sagen Gott innigsten Dank nicht nur dafür, daß er Uns